



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Thoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

26. Jahrgang. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich im Umfang von mindestens 3 Quartbogen mit Extra-Beilagen und können durch jede Buchhandlung bezogen werden.
Nr. 6.

Preis per Jahrgang \$1.50 postfrei.

März 1898.

Inhalt: Eine Sommerfahrt durch Jesso, die Nordinsel Japans. (Fortsetzung.) — Die Mission von Alaska. (Schluß.) — Die Schwestern U. S. Frau am Kwango. (Schluß.) — Nachrichten aus den Missionen: Norwegen (Fortschritte); Kleinasien (Mesopotamien und Kurdistan); China (Kiangnan); Vorderindien (Das Seminar von Berapoly; Noth in Dacca); Ostafrika (Bourenço Marques); Westafrika (Simbabwe); Südamerika (Brasilien; Ecuador); Oceanien (Fidschi-Inseln); Aus verschiedenen Missionen. —

Für Missionszwecke.

Eine Sommerfahrt durch Jesso, die Nordinsel Japans.

(Nach dem Reiseberichte des hochw. Herrn Michael Ribaud, Missionärs des Pariser Seminars. — Fortsetzung.)

3. Mororan.

Es ist 4 Uhr nachmittags; das Schiff hält in der wunderhübschen Hafenbucht, und die Ankertetten rasseln nieder. Eine Menge großer, flacher Barken, die von buntschneidigen Japanern wimmeln, wartet auf die Ankunft. Kaum steht der Dampfer still, so klettert auch schon an den Flanken des Schiffes, gewandt wie die Affen, eine ganze Bande von Bantos (Hoteldienern) aufs Deck. Ein ohrenbetäubendes Geschrei und Gezeter erhebt sich. Wie toll springen und rennen diese wunderlichen Männchen mit ihren eng anschließenden Hosen und großen weiß-blauen Tuchscheiben auf dem Rücken ihrer Jockeyjuppen umher, schreien jedem Passagier den Namen ihres Hotels in die Ohren, drängen ihn, ihnen sein Gepäck zu überlassen, und reißen es ihm förmlich aus den Händen. Auch ein Stück westlicher Cultur! Diese japanischen Hoteldiener bilden eine ganz eigene Erscheinungsform ihrer Zunft, zum Photographiren interessant. Mit der Unverschämtheit und Ungenirtheit der Eseltreiber aus Kairo verbinden sie die Schallhaftigkeit eines Pariser Straßenjungen und die Zudringlichkeit eines Baschischbettlers aus Alexandrien, mit der friedlichen Unterwürfigkeit eines Kammerdieners die Ungezogenheit eines Possenreißers. Während so ein Hausknecht aus dem Reiche

der aufgehenden Sonne die übertriebensten Bücklinge und Knize macht, lacht und grinst er unter der Kappe wie ein verschlagener Kobold.

Nach einem halbstündigen unbeschreiblichen Wirrwarr beginnt das Verdeck sich allmählich zu leeren, und die Barken ziehen in langer Reihe hintereinander uferwärts. Das ist der Augenblick, wo wir am besten einen Sampan (Kahn) für uns herbeirufen. In kurzer Frist stehen wir auf der Landungsbrücke.

Das Stadtbild. Der erste Blick verräth, daß Mororan ein Kind des modernen Japan ist. Der größere Theil der Häuser ist neu, eine Mischung von japanischem und europäischem Stil; nur wenige Wohnungen haben die alte Bauart. Mit Rücksicht auf den kalten Winter mit seinen Schneewehen und Froststürmen sind die Wohnungen ziemlich massiv gebaut. Alles ist sauber und reinlich gehalten und macht den Eindruck der Wohlhabenheit. Der gute Hafen begünstigt die wachsende Bedeutung der Stadt. Mororan könnte durch seine Lage ein Kriegshafen ersten Ranges werden. Die weite buchtenreiche Hafenbai ist rings von hohen Hügeln umgürtet. Eine Batterie auf dem Leuchthurm-Felsen, der vor dem engen Eingang aufragt, würde genügen, um den Hafen uneinnehmbar zu machen. Da die Höhen theilweise steil zum Meere niederfallen und meist nur einen schmalen Uferaum übrig lassen, ist die Stadt ganz in die Länge

gebaut und besteht thatsächlich bloß aus zwei langen Parallelstraßen, die den Krümmungen des Hafens folgen. Ganz am Ende dieser Straße liegt das katholische Missionshaus. In dem Grade, als Mororan sich entwickelt, muß es allmählich an den Höhen emporsteigen und wird so mit der Ausdehnung an Schönheit gewinnen.

In den Straßen herrscht reges Leben. Der echt japanische Handwagen, auf Rippon so häufig, ist hier kaum noch zu sehen. An seine Stelle ist Kutische und Postwagen getreten. Die Tracht ist vielfach ganz oder theilweise europäisch, freilich zu knapp anliegend, schlecht angepaßt, aber fest und mit Selbstbewußtsein getragen. Alle Künstelei und altfränkische Manier im äußern Benehmen ist verschwunden.

Unweit von Mororan liegt ein Ainosdorf, das aber bereits durch die Berührung mit der Stadt seine ursprüngliche Eigenart verloren. Wir werden das interessante Bülklein dieser Eingebornen Jesos später besser kennen lernen.

4. Von Mororan nach Sapporo.

Um 6 Uhr morgens steht vor dem Missionshause eine Bascha, d. h. ein japanischer, von Pferden gezogener Postwagen. Zwar gleicht er im wesentlichen seinem europäischen Vorbilde, hat aber die neuen Errungenschaften der Wagenbaukunst sich noch wenig zu nütze gemacht. Der Postkutschkasten ruht auf vier, meist etwas verrenteten Rädern und ist mit einer in Federn laufenden Wagentende zum Wetterschutz für die Passagiere ausgestattet. Allein der Kasten ist so eng und die beiden Sitzbänke sind einander so nahe, daß zwei Vis-à-vis nur mit Hilfe gymnastischer Kunststücke, und indem sie sich steif wie Paddel halten, leidlich zurecht kommen.

Bereits saßen zwei Personen im Hintergrunde. Glücklicherweise war die zulässige Passagierziffer nicht vollzählig. Man setzt sich quer auf das Bänkechen, stemmt die Füße an die gegenüberliegende Wand und gewinnt so einen festen Halt, um den furchtbaren Stößen Trotz bieten zu können.

Das Jahr zuvor hatte die Regierung an die Bascha-Gesellschaften eine Verordnung erlassen, daß sie ihre Gefährten bequemer einrichten und neue nach europäischem Muster bauen sollen. Unter dieser Bedingung wurde ihnen eine Fahrpreiserhöhung zugestanden. Daraufhin wurden die Taxen sofort erhöht, aber die schrecklichen kleinen Marterkasten blieben, was sie waren. Reisende, Kutische und Angestellte der Gesellschaft lachten nicht wenig zur ganzen Geschichte. Unsere wunderbare Droschke setzt sich in Bewegung. Vor den Pferden läuft ein Betto, eine Art Stallburche. Es ist ein schwächliches Bürschchen von 13 Jahren, barfuß, barhaupt, in enganliegender, buntschekiger, schmutziger Suppe, beweglich wie ein Affchen, schnellfüßig wie ein Reh. Seine Aufgabe ist es, die Leute zum rechtzeitigen Ausweichen zu mahnen. Unser Postillon ist, gleichfalls zu Ruß und Frommen der öffentlichen Sicherheit, mit einem Posthorn versehen, das er jeden Augenblick, zur rechten und zur un-rechten Zeit, an seine Lippen setzt, um dem Instrumente schrille, markdurchdringende Töne zu entlocken, die sicherlich auf eine Stunde im Umkreis sich Gehör verschaffen.

Bei solchen Vorsichtsmaßregeln versteht man, wie man es wagen darf, selbst mitten durch die Stadt in gesprengtem Galopp voranzurufen. Und das geschah auch. Voran ging's, daß wir auf unsern Bänkechen hupften wie Gummibälle.

Es ist frisch heute Morgen. Unsere japanischen Reisegefährten waren in ihre Kleider wie Mumien eingewickelt. Die Dame zur Linken hatte ihren Kopf mit einem himmelblauen Schawl völlig

vermummt; nur die dunkeln Augen zwinkerten hervor, so daß man an eine Frau aus Kairo denken konnte.

Die Stadt ist hinter uns. Voran geht es auf der in Felsen eingehauenen Poststraße, die der Hafenbucht folgt. Der Weg ist schrecklich; wahrscheinlich war er noch niemals reparirt worden. Die tief eingeschnittenen Wagengeleise und die Regenslöcher ver-setzen unserem unbequemen Gefährte so unbarmherzige Püffe, daß wir wie Gepäckstücke durcheinanderkollern. Durch ein abgerissenes Stück des Wagensutterals kann man ein dreieckiges Bildchen Landschaft genießen: ein Stück der blauen Bai mit hochgehenden Bogen, am gegenüberliegenden Ufer über den Nebellaken, die langsam über die Fluth sich hinschleppen, ein halb im Grünen verstecktes Dörflein. Das ist Alt-Mororan, ein unbedeutender Fischerort.

Die Straße führt hier unter mächtigen, mit Sprengstoff und Pickaxe eingehauenen Felsportalen durch. Noch etwas weiter, und wir fuhren in die Bahnstation von Etu-Serep ein, wo wir den 8 Uhr-Zug nach Sapporo nehmen wollten.

Wir lassen zur Linken einen großen, auf Pfählen ruhenden Löschplatz. Hier sind Massen von Kohlen aufgespeichert. Mächtige Flößschiffe ankern in der Nähe, und eine Menge kohlengeschwärzter und in Lumpen gehüllter Arbeiter laden singend ein. Die Bahn kommt bis dicht an die Bai wegen des Kohlentransportes. Da sehen wir auch schon den Schienenweg und daneben mächtige Warenschuppen. Unsere Pferde, die Krippe spürend und aufgeregt durch Zuruf und Posthorn, jagen in wilder Flucht durch die Vorstadt. Endlich erreichen wir, halb zerquetscht und an allen Gliedern wie gerädert, den Bahnhof.

Die Station ist ein einfacher Bretterbau mit einigen Abtheilungen: zur Rechten die Fahrkartenausgabe, daneben die Gepäckablage, zur Linken zwei winzige Wartestübchen, eines für die III., das andere für I. und II. Klasse. Im größern Mittelsaale laufen schlichte Holzbänke die Wände entlang. An den Mauern kleben zahlreiche Reclamen und Firmenschilder mit möglichst schreienden Farben, daneben einige Eisenbahnkarten mit den verschiedenen Zweigbahnen. Kurz man wird ganz an eine kleine Landstation in der trauten Heimat erinnert.

Es ist 7 1/2 Uhr. Wir haben also noch eine halbe Stunde zu warten. Der Bahnhof ist bereits gefüllt. Eine Menge Leute aus allen Ständen und Klassen steht und geht plaudernd und scherzend umher. Die europäische Tracht, schlecht gemacht und schlecht an-sitzend, aber mit Würde getragen, ist stark vertreten. Von ihr heben sich die langen Röcke mit den weiten Pagodenärmeln und den bauschig geknüpften Gürteln, die hohen, klappernden Holz-sandalen, kurz die ganze buntfarbige Garderobe Alt-Japans doppelt wirksam ab. Wir müssen Billette nehmen. Aber wie an den Schalter kommen? Es ist eine Riesearbeit. Hier sind sie wieder, diese unvermeidlichen Bantos mit ihren abscheulichen bunten Tuchscheiben auf dem Rücken, dem Abzeichen japanischer Miethsleute, und mit ihrer unerhörten Unverschämtheit. Sie nehmen das Billet für ihre „Herrschaften“, was ohne lautes Geschrei und Zank nicht abgeht. Rücksichtslos drängen sie sich vor, schlupfen gewandt unter den Schranken durch oder setzen mit einem Satz darüber weg, lassen ihre Ellenbogen spielen und schieben mit einem: „Platz da, meine Herrn!“ die friedlichen Reisenden kurzerhand beiseite. Endlich finden wir Platz in einem der durchgehenden Wagen, die im amerikanischen Stil gehalten sind, und bald setzt sich der Zug in Bewegung. Die Fahrt geht die See entlang. In Zwischenräumen tauchen kleine Ortschaften auf. Es sind sogen. Militär-

kolonien, kleine Holzhäuser und alle im selben Schnitt, daneben die rasch sich entwickelnden Felder und Pflanzungen. Die Militärkolonisten sind die Nachkommen der Phizoken (niederer japanischer Adel), die bei dem großen Umschwung in Japan 1868 ihre ehemalige bedeutende Stellung im alten Feudalsystem verloren und ins größte Elend geriethen. Sie wurden auf Kosten der Regierung hierher geschickt, um das Kolonialland urbar zu machen und zugleich die Landmiliz von Jesso zu bilden. Jede Familie stellt einen Soldaten zur activen Armee; alle andern Söhne sind vom Militärdienst befreit, eine Vergünstigung, welche die Regierung gewährte, um recht viele kräftige Arme für den Landbau frei zu machen. Die Anpflanzungen, meist mit Hirse, Mais, Kartoffeln bestellt, sind in gutem Stand.

Der Zug fährt schnell, und nur wenige Stationen hemmen seine Eile. Gewiß, es gibt nichts Alltäglicheres als solch eine Bahnfahrt. Allein hier gewinnt alles ein ganz eigenartiges Interesse durch den Gedanken, wie rasch sich hier in Nord-Japan der Umschwung zu einer völlig neuen Culturentwicklung vollzogen.

Was thut man auf so langen Strecken? Man schweigt, gähnt, hält ein Schläfschen, und jeder scheint zu sagen: Wie langweilig diese Bahnfahrten! Nur in längern Abständen kommt eine Station mit 2—3 Minuten Aufenthalt. Die Fahrt geht jetzt fortwährend durch mächtigen, jungfräulichen Urwald, den die Bahnlinie in endloser, ferkengerader Linie durchschneidet. Doch hat bereits zu beiden Seiten der Strecke die Kolonisation ihr Werk begonnen; denn von Zeit zu Zeit erscheinen kleinere und größere Lichtungen, und die mit der Holzgatz bis Lendenhöhe gefällten Stämme verrathen, daß hier Menschen wohnen. Einige unter der Pflugschar befindliche Ackerhuben, eine Strohhütte weisen auf die ersten Anfänge einer Kolonie und bieten ein Beispiel des Kampfes ums Dasein in seiner rauesten Form. Hie und da gewinnt das Auge einen Ausblick auf das ferne Hochgebirge, dessen Firnen, mit ewigem Schnee bedeckt, sich scharf vom blassen Azur abheben. Die Gebirgswelt hat hier in Jesso nicht die wunderlichen Formen wie in Nippon, sondern ist freier und großartiger. Wieder hält der Zug. Wir sind in Owake.

Owake ist die erste bedeutende Station auf dieser Strecke. Die ganze Stadt ist aus Holz und funkelnagelneu mitten im Schoße des hundertjährigen Waldes. Da fühlt man so recht den Sieg des Menschen über die Natur. Der japanische Kolonist ist hier daselbe, was einstmal die angelsächsische Rasse in den Vereinigten Staaten. Er gleicht ihr an Muth, Energie und Ausdauer. Das Bahnhofgebäude ist groß und neuester Construction. Die zahlreichen Nebenbauten, das rege Leben und Treiben zeigen, daß wir uns an einem bedeutenden Verkehrscentrum befinden. Während wir halten, kommt der Zug von Sapporo, Jessos Hauptstadt, auf seinem Wege nach Mororan. Er hält, die Passagiere steigen aus und ergehen sich auf dem Bahnsteige, um Leben in die fleischgewordenen Glieder zu bringen. Verkäufer eilen umher und rufen von Wagen zu Wagen mit freischender Stimme ihre guten Sachen aus. Die einen verkaufen Bento, kleine weiße Holzkästen, die ein vollständiges japanisches Mittagessen enthalten, sehr elegant geordnet und mit den Eßstäbchen dabei. Andere verkaufen Früchte: Birnen, Äpfel, Mandarinen u. s. w. Andere bieten parfümirte amerikanische Cigaretten feil, wieder andere illustrierte Blätter mit gräßlichen Bilderfragen und Mordgeschichten, alles gerade wie bei uns. Die Ungehirtheit und freie Bewegung dieser so verschiedenartigen Menge muß einen Altjapaner seltsam anmuthen. Man grüßt sich hier nicht mit jenen tiefen Bücklingen und pfeifenden

Zischtönen, wie sie in Nippon zum guten Ton gehören. Der Mann hat hier mehr Selbstbewußtsein und zeigt durch sein Auftreten, daß er mit der Sklaverei der alten japanischen Formen ein für allemal gebrochen hat.

Mitten in dem Schwarm tauchen hie und da einige scheue, arme Ainos auf. Man schaut verächtlich auf sie herab oder lacht über sie. Der Ausländer und Fremde bleibt hier unbeachtet; man behandelt ihn als seinesgleichen oder mißt ihn höchstens mit einem forschenden Blick.

Mehrere Soldaten der kolonialen Miliz stolziren in militärischem Schritt auf und nieder. Graue Beinkleider mit rothen Rigen, blauer Waffenrock, gelbsummertes Käppi, das ist ihre Uniform. Ihre Haltung ist stolz und selbstbewußt, recht militärisch. Doch bereits setzt sich unser Zug wieder in Bewegung und taucht von neuem in das Dunkel des Waldes, der uns mit seinem geheimnißvollen Schweigen umfängt. Sein Hauptbestand sind Eiche, Birke, Kastanie, Ahorn und Linde, aber in durchweg herrlichen Exemplaren, Stämme, an denen ein Jahrhundert gewoben.

Iwamizawa. Um 2 Uhr nachmittags erreichen wir Iwamizawa, das noch bedeutender scheint als Owake. Die zahlreichen Stationsgebäude, Warenschuppen, Maschinenräume, Bahnsteige, die Zahl der sich kreuzenden Schienen, die Drehscheiben, das Kommen und Gehen von Locomotiven, alles verleiht dem Ort das Aussehen eines bedeutenden europäischen Bahnhofes. Von hier geht eine Zweigbahn ab nach Poronai und Nufari, den beiden größten, im Betrieb befindlichen Kohlengruben Jessos. Ihre Ausbeutung bot die Hauptveranlassung zur Gründung dieser Bahnlinie. Die Eisenbahngesellschaft nennt sich denn auch entsprechend: Tanko-tetsudo-Kwaisha, d. h. Bahn-Gesellschaft zur Ausbeutung der Kohlen. Der Transport von Reisenden kam anfänglich nur in zweiter Linie in Betracht. Da der Personenverkehr aber stark zugenommen, wurde die Verwaltung angehalten, ihr Material, das im Augenblick noch zu wünschen übrig läßt, zu verbessern. Nach dem „Globus“ (Jahrg. 1897, II, 244) fördert Japan heute schon jährlich über drei Millionen Tonnen, von denen die eine Hälfte im Lande verbraucht, die andere nach China (besonders Hongkong und Schanghai), Singapur und S. Francisco in Californien ausgeführt wird. Hongkong allein verkauft für Dampfschiffe und Fabriken jährlich 600 000 Tonnen japanischer Kohlen.

Weiter schnaubt das Dampfroß. Es ist die letzte Strecke bis zur Hauptstadt, diesmal in veränderter Richtung. Der Wald, durch den wir hingleiten, zeigt schon mehr die Spuren der fleißigen Holzart. Neben den armen Strohhütten einsamer Kolonisten lachen uns hie und da schon hübsche Meierhöfe entgegen, die Frucht andauernder Arbeit. Bald läuft die Bahn längs des herrlichen Jschikari hin, des wasserreichsten und längsten Flusses von ganz Japan. In breitem Bette rollt er zwischen den waldigen Ufern seine mächtigen Fluthen dahin. In der Ferne tauchen blaue Höhenzüge aus dem Nebel auf.

Von der Station Ebetsu an gelangen wir in die Ebene von Sapporo. Mehr und mehr machen die Spuren der Civilisation sich geltend. Da passirt der Zug eine große Dampfsägemühle mit rauchenden Schloten. Mächtige Haufen von schon zugeschnittenen Stämmen thürmen rings herum sich auf, bereit, nach den verschiedensten Theilen Jessos und bis nach Nippon hin versandt zu werden. Von Nipporo aus, einer kleinen Station, wenige Meilen von der Hauptstadt, mehren sich die Dorfschaften; Landgüter, Villen tauchen auf, und um 5 Uhr läuft der Zug brausend in Sapporo, der Hauptstadt Jessos, ein. (Schluß folgt.)

Die Mission von Alaska.

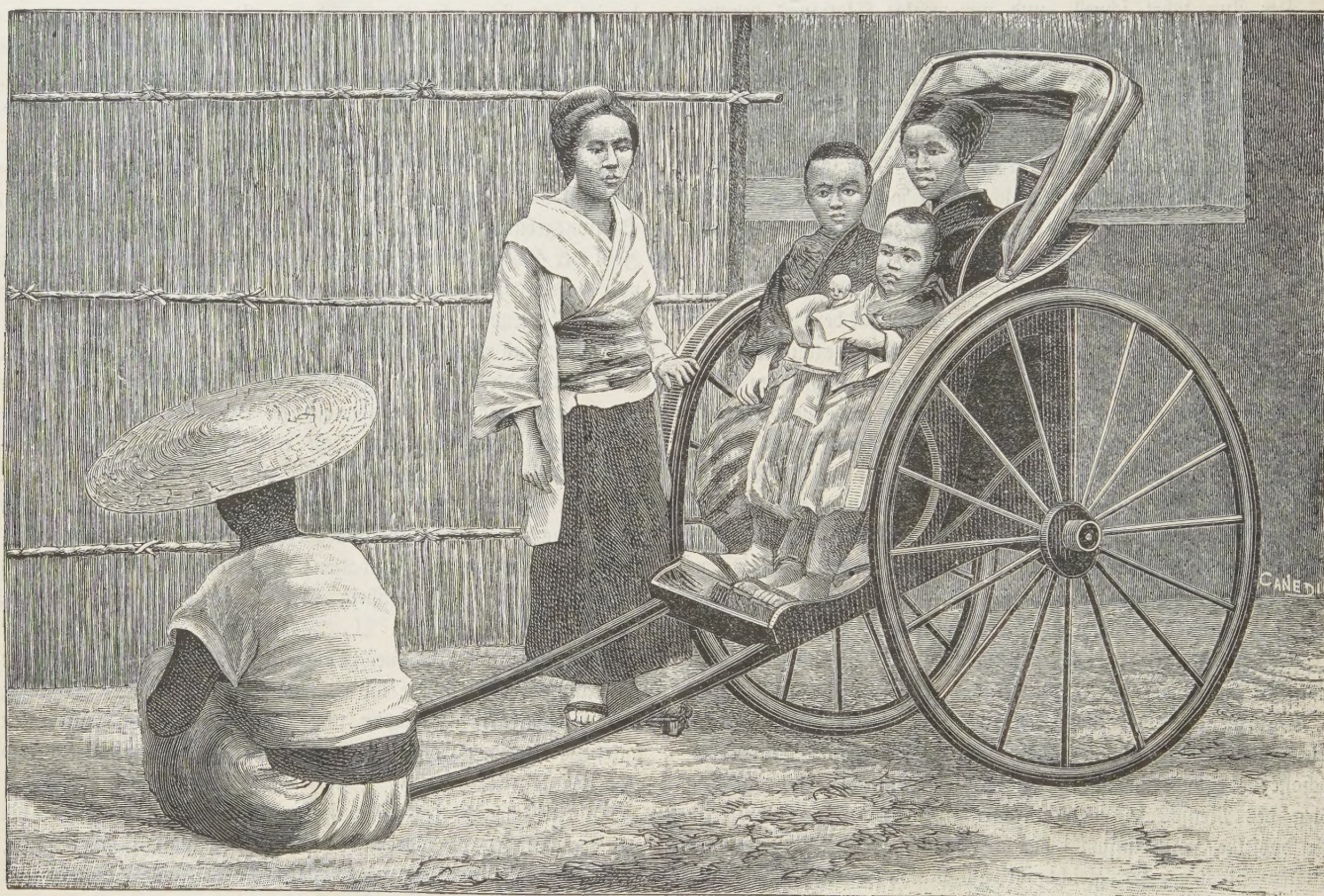
(Schluß.)

6. Abenteuer zur See und Fluthgefahren.

Der „St. Michael“, den die Mission angeschafft, war nur ein kleiner elender Flußdampfer und dem stürmischen Beringsmeere nicht gewachsen. Die erste Versuchsfahrt, die P. Treca als noch unerfahrener Seemann mit einem befreundeten Händler unternahm, lief kläglich genug ab. Sie hatten zwei Barken im Schlepptau, eine für die Mission am Cap Vancouver, die andere für den Händler. Die Fahrt dauerte volle 23 Tage. Das schlechte Wetter

zwang sie drei- bis viermal zur Landung und einmal zu neuntägigem Warten. Ueberdies mußten sie, da keine Kohlen vorhanden, täglich wenigstens zweimal anlegen, um Brennholz einzunehmen, das sie mühsam an der Küste herum zusammenzulesen hatten.

Besser ging die Sache, als bald darauf Br. Power, ein in S. Francisco patentirter Schiffsingenieur, eintraf und mit P. Judge, gleichfalls einem praktischen Amerikaner, das Commando übernahm. Drei Jahre lang besorgte nun der wackere Bruder,



Die Dshinrikisha (japan. Handwagen). (Nach einer Photographie. — S. 122.)

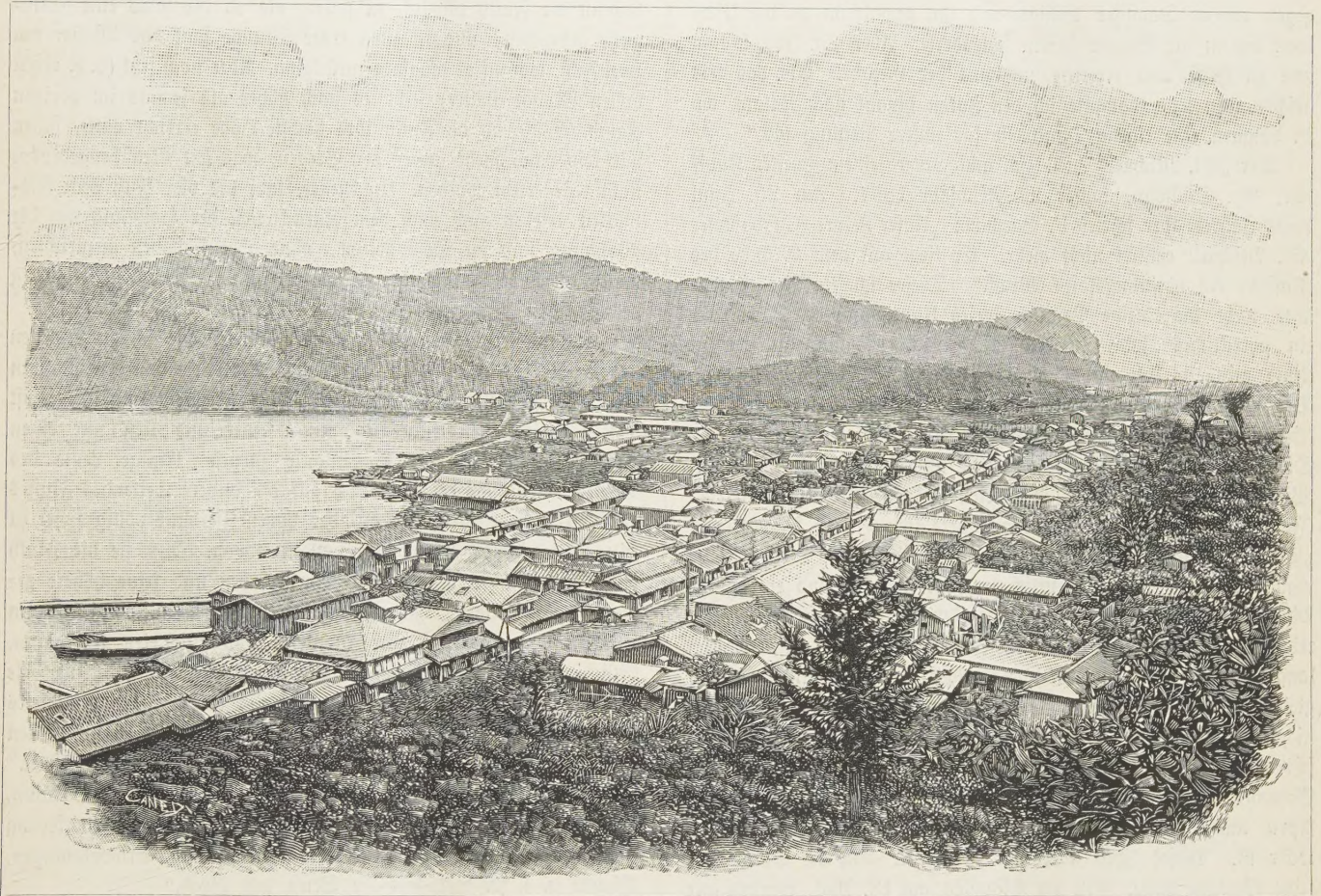
während der Sommermonate das für die Mission so wichtige Amt eines Piloten. Wir heben aus den an Abenteuern reichen Berichten über diese Fahrten nur den einen oder andern Zug hervor. P. Judge, der im Anfang diese Expeditionen leitete, machte, wie er schreibt, den Kapitän und zweiten Maschinisten, Br. Power fungirte als Ober-Maschinist und erster Maat. „Am 19. Juni (1892) verließen wir den Hafen von St. Michael mit zwei Barken für Heilig-Kreuz und dem kleinen Segler der Küstenstation (am Cap Vancouver) im Schlepptau. In dem Segler befanden sich die zu jener Station gehörigen Mitbrüder, nämlich die PP. Treca und Barnum und Br. Cunningham samt ihren Vorräthen für das Jahr. Wir tauchten sie etwa 100 Meilen weit noch über die Mündung des Yukon hinaus und ließen sie dann ihren Weg allein fortsetzen, während wir den Yukon aufwärts nach

Kosirevsky fuhren. Wir verließen sie den 16. Juli und langten am 21. wohlbehalten in Heilig-Kreuz an.“ Weniger Glück hatte das Segelboot. Sie trafen schlimmes Wetter an der Küste und hatten Noth, mit heiler Haut davonzukommen. Sie konnten das Aergste nur dadurch vermeiden, daß sie 400—500 Fuß Zimmerholz, das sie in einer großen Fellbarke (Bidarfa) schleppten, preisgaben. (Nach einem ergänzenden Bericht war auch fast der gesamte als Futter für die Hunde bestimmte Fischvorrath dabei.) Der Verlust bedeutete besonders für Br. Cunningham ein hartes Opfer. Das Holz wäre ihm für die dringend gebotene Verbesserung der elenden Missionswohnung so bitter nöthig gewesen. Am 24. Juli kehrte der Missionsdampfer abermals nach St. Michael zurück, diesmal mit einer Abtheilung nordamerikanischer Beamten an Bord, welche die günstige Fahrgelegenheit benutzten. Es galt,

die noch rückständigen Vorräthe zu holen. „Am 3. August brachen wir zum zweitenmal auf mit zwei großen Warenbarken im Tau. Es regnete ein wenig, doch war das Wetter ruhig und versprach eine gute Fahrt. Allein um 8 Uhr abends, als wir auf die offene See gelangt, erhob sich der Wind, und bald brach der Sturm los, der bis 12 Uhr mittags andern Tages wüthete. Während der Nacht wendete der Indianer, der uns beide eine Zeitlang am Steuer abgelöst, einmal zu rasch und ungestüm. Das Bugseil verfang sich im Holzwerk des Rades und riß los. Trotz Regen und Sturm mußten Br. Power und ich hinaus und in der Barke stehend eine Stunde lang arbeiten, ehe die Sache wieder in Ordnung war. Der Dampfer rollte so fürchterlich, daß wir

die eine Minute mit den Füßen im Wasser und in der nächsten 3—4 m hoch über demselben standen. Mehrmals glaubten wir in allem Ernste, wir würden untergehen. Allein das heiligste Herz und St. Michael, deren Bilder wir im Schiffsraum hängen hatten, schützten uns. Am folgenden Tage ließ der Sturm allmählich nach, und wir konnten die Mündung des Zukon gewinnen. Der Rest der Fahrt verlief glücklich. Am 8. August erreichten wir die Mission Heilig-Kreuz. Die Waren hatten nur wenig Schaden gelitten.“ Einige Tage später ging es weiter flussaufwärts in dreitägiger Fahrt nach Nulato, um auch die dortige Station zu versorgen.

Da der „St. Michael“ der Küstenfahrt nicht gewachsen war, kaufte die Mission später noch einen zweiten, größeren, seetüchtigen



Stadt und Hafen von Mororan. (Nach einer Photographie. — S. 121.)

Dampf-Schooner. „Wir haben jetzt“, schreibt Br. Power Ende 1893, „zwei Dampfer, den ‚St. Michael‘ für die Flußfahrt und den ‚Challenger‘ für die Küstenstationen. Außerdem befahren noch sechs andere Dampfer den Zukon, zwei von der ‚Alaska-‘, einer von der ‚Nordamerikanischen Handelsgesellschaft‘ und drei von Privathändlern.“ Der Bruder schildert dann ausführlich seine verschiedenen Erlebnisse, besonders auf der gefährlichen Strecke von St. Michael nach der Zukon-Mündung. „Haben wir diese erreicht und ist Ebbe, so müssen wir die Fluth erst abwarten, ehe wir es wagen dürfen, die Barre zu passiren. Die Küste ist hier weithin mit dem Treibholz bedeckt, das der mächtige Zukon seewärts geführt hat.“ — Wenige Meilen aufwärts von der Mündung ist die erste Haltestation, das Dörflein Cutlic. Hier stapeln die Patres der Küstenstationen die für die Binnenstationen bestimmten Vorräthe

1897/1898.

an Seehundsthran, Fellen u. dergl., welche der ‚St. Michael‘ einnimmt und landeinwärts befördert. Hier wird auch der Kessel gereinigt und alles vorbereitet, um den Kampf mit dem mächtigen, raschfluthenden Zukon erfolgreich zu bestehen.

In dem Dörfchen wohnt ein russischer Händler, der mit einem Segler jährlich von Fort St. Michael seine Waren holt. Der Bruder hatte ihn einmal aus Gefälligkeit ins Schlepptau genommen und fand seit der Zeit bei dem Händler stets ein gastfreundliches Unterkommen. Der Unterlauf des Zukon ist stark gewunden, so daß man hier im Scherze zu sagen pflegt „gerade wie der Zukon“, die Strömung sehr heftig, und die Dampfmaschine muß mit aller Kraft arbeiten, sie zu brechen, so daß man nur langsam vorwärts kommt. Schlimm ist es in diesem Lande, wenn der Maschine ein Unglück zustoßt. Mußte doch Br. Power einst über 1000 Meilen

Weges machen, um die zerbrochene Hauptdampfrohre wieder flicken zu können. Infolgedessen hatte der kleine Missionsdampfer an der Mündung im Eise zu überwintern und galt allgemein für verloren. „Allein die Macht des hl. Joseph“, so schreibt der Bruder, „ist nicht geringer hier in Alaska als in weniger rauhen und wilden Theilen der Welt. Glücklicherweise stand in meinem Maschinenraum eine Statue des Heiligen, ein Geschenk der Schwester Oberin Maria Stephan. Zu den Füßen des Bildes machten einige Indianerknaben und ich eine Novene nach der andern und baten täglich den Heiligen gar schön, er solle doch unsern Dampfer, der für die Mission so nothwendig ist, retten, daß er nicht von dem Treibeis im Frühjahr zertrümmert werde. St. Joseph hörte unsere Gebete. Zwar erhielten wir furchtbare Stöße, als das Eis gegen unsern Dampfer drängte und ihn gewaltsam an die Uferbank bis in die Bäume hinein schleuderte. Aber St. Joseph kam uns zu Hilfe und errettete uns aus der Gefahr. Als das Eis geschwunden war, dampfte ich den Zufon hinauf nach Nulato, wo P. Ragaru eine eigene Dankmesse für unsere Rettung las.“

Der „St. Michael“ hielt sich auch unter seinem zweiten Kapitän, Br. Sullivan, tapfer bis Frühjahr 1894. Am 20. Juni dieses Jahres aber schrieb P. Barnum: „Unser kleiner Flußdampfer ‚St. Michael‘ existirt nicht mehr. Er liegt auf dem Grunde des Flusses, ein hoffnungsloses Wrack.“ Dieser schwere Verlust war aber nicht die einzige Prüfung dieses Unglücksjahres. „Es war ein schreckliches Jahr“, schreibt P. Barnum; „auch die ältesten Leute erinnern sich nicht, etwas Aehnliches je erlebt zu haben. Der Schnee lag ausnahmsweise hoch, die Kälte war unerhört (fiel doch das Thermometer am obern Zufon auf -60° C.). Die Nahrungs-, ja Hungersnoth war allgemein. Viele der armen Wilden trieb der Hunger, ihre Stiefel, ja sogar ihre alten Vidarkas (Fellboote) aufzuzehren, während andere ihre Hunde schlachteten.“ „Da der vorige Sommer sehr naß war“, erklärt P. Trecu, „hatte man die Fische nicht ordentlich trocknen können, und eine große Menge ging durch die übermäßige Feuchtigkeit zu Grunde. So reichte der Vorrath nicht aus, zumal der Winter ganz ungewöhnlich lang dauerte. Viele starben vor Hunger, und viele andere wären gleichfalls gestorben, wenn die Missionäre und einige gute Händler nicht geholfen hätten. Aber das war noch nicht alles. Dem schrecklichen Winter folgte ein noch schrecklicherer Frühling oder Sommer.“ „Gewöhnlich“, so schreibt P. Judge, „können wir im April nur zur Nachtzeit reisen, weil der Schnee über Tags zu locker ist. Dieses Jahr aber war es so kalt, daß die Sonne gar keine Wirkung hatte. Erst um Pfingsten, am 13. Mai, wurden ihre Strahlen über den Frost Meister und begannen ihr Werk der Zerstörung. Und als ob sie gewußt, daß sie sich verspätet, ging sie mit furchtbarer Entschiedenheit an die Arbeit. In zwei Wochen war der ungeheure Strom um 6 m gestiegen. Am Sonntag den 27. Mai begann das Eis zu brechen. Am folgenden Tag, um 7 Uhr abends, während der ganze Strom eine gewaltig sich vorwärts drängende Eismasse war, kam ein großes Kreuz, das vor zwei Jahren am Todesorte Mgr. Seghers errichtet worden, in der Mitte des Zufon herabgeschwommen, vom Eis stromabwärts geführt, aber vollständig aufrecht stehend und gegen die Uferbank gewendet. Es war ein prächtiger Anblick, das heilige Zeichen der Erlösung vom blendenden Sonnenlicht beschienen, mitten in dem furchtbaren Getöse der donnernden, schäumenden Eis- und Wassermasse. Wir läuteten die Glocke, während es vorübertrieb. Der Ort, wo der Erzbischof ermordet wurde, liegt etwa 40 Meilen weiter flussaufwärts. Wir wissen nicht, wie weit das Kreuz noch

flussabwärts schwamm. Allein es war, als ob es uns warnen wollte. Denn kaum war es vorbei, begann der Strom unheimlich rasch zu steigen. Wir mußten die ganze Nacht aufbleiben, um die Fluth zu beobachten. Um 3 Uhr morgens holten wir alles aus unserem Kirchlein, das näher dem Ufer zuliegt als die Wohnung. Den ganzen Tag hielt sich die Fluth am Steigen und zwang die Dorfbevölkerung, auf den Berg zu flüchten. Bald belagerten die Wasser unser Haus von allen Seiten, so daß wir es nur mehr zu Schiff verlassen konnten. Am Donnerstag um die Mittagszeit waren unsere Keller bis zum Erdgeschoß gefüllt. Da wir nicht wußten, was noch käme, vernagelten wir die untern Fenster mit Brettern, damit das Eis sie nicht zerschläge, und brachten alles ins Obergeschoß. Aber um 2 Uhr nachmittags begann die Fluth plötzlich zu fallen, als ob irgendwo eine Fluthwehr gebrochen, und in etwa einer Stunde sank das Wasser um zwei Fuß, worauf es langsam zurückging. Aber noch jezt (d. h. einen vollen Monat später) steht es noch höher als jemals im vorigen Jahre. Während die Fluth ihre höchste Höhe erreicht hatte, sahen wir kein Land mehr außer den Bergen, was seit Menschengedenken nicht war erlebt worden. Ungeheure, drei bis vier Fuß dicke Eissplatten trieben auch nach dem Zurücktreten der Hochfluth um die Wohnung und im Dorf herum, ohne aber Schaden anzurichten, dank dem hohen Berge, der gerade an dieser Stelle die Strömung des Flusses ablenkt und die Gewalt des Treibeises bricht.

„Schlimmer erging es dem untern Dorfe, das ich zu besorgen habe, zwei Meilen weiter flussabwärts. Es wurde von den Wassern völlig überfluthet, und das Eis riß mein Kirchlein und alle selbst weit einwärts gelegenen Wohnungen fort und ließ nur einen Trümmerhaufen an der Hügelflanke zurück. Einige Leute des Dorfes waren vor dem Eisbruch auf die andere Seite des Flusses geflohen, in der Meinung, auf der hohen Uferbank völlig sicher zu sein. Sie kamen mit knapper Noth davon. Als sie die Fluth näher und näher auf sich zukommen sahen und keine höhere geschützte Stelle mehr hatten, bauten sie rasch auf Pfählen ein Häuschen, so hoch sie nur konnten, und flüchteten sich dahin. Glücklicherweise war es gerade hoch genug, aber auch keine Elle zu hoch; denn ihre Füße standen bereits im Wasser, als dieses zu fallen begann. Alle Ortschaften auf wenigstens 100 Meilen weit flussabwärts sind von der Fluth weggeschwemmt worden.“ „Mit Ausnahme von Nulato und Anvik“, bestätigt P. Barnum, „wurden alle Dörfer vom Eisgang zerstört. Die Zufonbevölkerung ist heimatlos geworden. Das Eis segte Häuser, Erdwohnungen, Bäume u. s. w. fort, wie die Sense das Gras.“

Es war eine schwere Prüfung für die ohnehin so große Opferfordernde Mission. „Unsere einzigen Einnahmen“, schreibt der Missionsobere P. Tosi, „sind Almosen; im Lande selbst ist kein Pfennig aufzubringen. Das ist unsere Lage; sie ist prekär, doch wir hoffen auf Gott.“ Und Gott hat, die auf ihn vertrauen, nie verlassen. Trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten hat sich die Nordlandsmision seither gut entwickelt.

7. Stand der Mission.

Bereits im Jahre 1892 hatte P. Tosi eine Reise nach Europa angetreten, um dort um Leute und Unterstützung zu werben. Leo XIII. nahm ihn mit väterlicher Liebe auf und erkundigte sich mit größtem Interesse bis ins kleinste nach den Verhältnissen dieser ganz eigenartigen Mission. Das Opferleben der muthigen Apostel, zumal auch der wackern St. Anna-Schwester, rührte ihn tief, und er trug dem Obern auf, jeder einzeln seinen besondern Segen zu

überbringen. P. Tosi wohnte dann der großartigen Feier des Papstjubiläums im St. Petersdome bei, aber mitten in der rauschenden Pracht der Feier war sein Herz bei seinen Wilden, für die er vor allen betete. Mit wichtigen Vollmachten und einer, wenn auch kleinen Verstärkung kehrte er dann nach Alaska zurück. Am 14. März 1893 erfreute auch der General der Gesellschaft Jesu, P. Ludwig Martin, seine fernen Söhne durch ein liebevolles Handschreiben, in dem er ihnen Muth und Trost einsprach und sie seiner warmen Theilnahme versicherte.

Ein wichtiges Ereigniß für die Mission brachte das Jahr 1896. Bis dahin stand dieselbe unter der Jurisdiction des Bischofs von Vancouver Island, was bei der Schwierigkeit des Verkehrs große Mißstände hatte. Durch Decret der Propaganda vom 27. Juli 1896 wurde nun Alaska zur eigenen Apost. Praefectur und P. Tosi zum ersten Apostol. Praefecten erhoben, u. a. mit dem Privileg, zu firmen, und mit wichtigen eherechtlichen Vollmachten, die hier dringend geboten waren. Wie wir aus Briefen der PP. Treca und Judge erfahren, zeigte die heilige Firmung hier ganz ungewöhnliche Wirkungen und gab vor allem dem schwachen Geschlechte eine auffallende Festigkeit und Muth im Bekenntniß ihres Glaubens. „Nie“, schreibt P. Judge, „habe ich diese Wirkungen in so greifbarer Weise beobachtet, und ich sage dem Heiligen Geiste innigen Dank, daß er seine Macht in diesen Erfindungen seines Sacramentes so geoffenbart zu ihrer eigenen Heiligung und zur großen Erbauung aller, die es sehen.“

Soweit die immer noch sehr geringe Zahl der Patres reichte, wurden allmählich neue Missionsposten gegründet, so namentlich 1895 die wichtige Station Ukularak am Zukondelta, die von den PP. Treca, Barnum, Br. Parodi und fünf Schwestern besetzt wurde. Während der Zeit unternahm der kühne Apostol. Praefect, der, mehrmals schon dem Tode nahe, mit seltener Energie sich wieder aufgerafft hatte, gewaltige Forschungsreisen bis nach dem Kokebue-Sund und weiter hinauf, meist durch völlig unerforschtes Ländergebiet, über welches in seinen Berichten werthvolle Aufschlüsse vorliegen. 1895 mußte er in kirchlichen Angelegenheiten nach Oregon, zu seinem dortigen Metropolit. Ihn begleiteten P. Treca, sein langjähriger treuer Genosse, der endlich unter den unerhörten Strapazen zusammengebrochen war und in Californien sich etwas erholen sollte. Schon früher hatte P. Muset, das beste Sprachtalent der Mission, mit Schmerzen scheiden müssen. Auch P. Barnum, der tüchtige Kenner des Landes, ging mit, um im besondern Auftrag des Heiligen Vaters in den Vereinigten Staaten für die Mission größeres Interesse zu wecken. Der Apostol. Praefect benutzte die Reise, um auch die südlichen Punkte seines weit ausgedehnten Arbeitsfeldes kennen zu lernen. Zu demselben rechnen auch die Aläuten und der geographisch bereits zu Britisch Columbia gehörige Südost-District mit der Inselwelt im Golf von Alaska. Ueberall traf er in diesem bereits halb civilisirten, klimatisch begünstigten Theile protestantische Sendlinge an der Arbeit, während die katholische Mission hier noch kaum vertreten war. Nur in Sitka, der

ehemaligen Hauptstadt des russischen Alaska, fand sich eine kleine, halb zerfallene Kapelle. In Juneau City, der rasch aufblühenden Minenstadt (2000 Einwohner) und Mittelpunkt des reichen Goldminen-Districtes, war bis dahin ein Weltpriester, der hochw. Herr Althoff, mit einigen St. Anna-Schwestern thätig gewesen. An seine Stelle trat nun P. René S. J., der mit Feuereifer sein neues Arbeitsfeld bebaut, der einzige katholische Priester auf 300 Meilen in der Runde.

Im September 1896 kehrte P. Tosi in die Mission zurück, begleitet von P. Cataldo, dem langjährigen Obern und Veteranen der Mission im Felsengebirge, der dieses raue Missionsfeld als Visitator besuchte. Inzwischen ist P. René dem P. Tosi, der gleichfalls endlich zusammenbrach, als Apostol. Praefect gefolgt.

Geben wir zum Schluß noch den statistischen Ueberblick der Mission nach dem Jahresberichte von 1896/97. Die eingeschätzte Zahl der einheimischen Bevölkerung Alaskas ist 30 000 Seelen (die wirkliche Zahl dürfte an 70 000 betragen), katholische Eingeborne 2500, Kirchen und Kapellen 12, Priester (Jesuiten) 11, Brüder 6, St. Anna-Schwestern 16. Getauft wurden im letzten Jahre 500 Kinder und 45 Erwachsene; Schulen 4, Schulkinder 257, Spital 1, Waisenhäuser 2. Die Stationen vertheilen sich, soweit ersichtlich, folgendermaßen: 1. Südost-District. Hauptstation Juneau City mit Kirche und Priesterwohnung, 1 Pater, 1 Kloster und Spital der St. Anna-Schwestern, 1 Schule mit 60 Kindern. Außenstationen: Sitka und Fort-Wrangell. 2. Am Obern Zukon. Missionsstation in Forty Miles Mining Camp für die Minenarbeiter und die umliegenden Athabaska-Indianerstämme 1 Pater. Derselbe ist inzwischen den Minenarbeitern nach Circle City und weiter nach Dawson City und Klondyke gefolgt. 3. Mittlerer und unterer Zukon. (Mission unter den Innuit-Indianern.) Station: St. Peter Claver in Nulato. Außenstationen im Kalchau- und Koyukuk-District. 1 Pater und 1 Br. Hauptstation: Heilig-Kreuz bei Kosirevsky 2 Patres und 2 Brüder; Kloster, Schule und Waisenhaus der 7 Schwestern mit 95 Kindern. Außenposten: Station vom heiligsten Herzen im Schagelok River-District. 4. Mündung des Zukon, Küstenjaum. (Mission unter den Eskimos.) Station St. Joseph in Ukularak mit 3 Patres und 2 Brüdern, Klösterchen, Schule und Waisenhaus der 5 Schwestern mit 54 Kindern. Hier sind P. Barnum und P. Robaut mit der Vollenbung einer Innuit-Grammatik und Wörterbuch beschäftigt. Das Manuscript zählt 320 Seiten und die Zahl der Wörter wird auf 8000—10 000 kommen.

Anderer Posten sind Ripniak und noch mehrere am Mündungsdelta des Zukon, St. Michael im Norton-Sund, Selawik im Kokebue-Sund, St. Alphons (Tununa) am Kap Vancouver. Im District des Kusokurin besteht bis jetzt eine Station: St. Ignatius in Ugharmaut an der Flußmündung mit einem Pater.

Damit nehmen wir diesmal Abschied von Alaska, indem wir seine Mission und Missionäre aufs herzlichste der Theilnahme unserer Leser befehlen.

Die Schwestern U. P. Frau am Kwango.

(Schluß.)

4. Fortschritt und gute Aussichten.

Wir haben schon früher bemerkt, daß die Kinder, welche der Sorge und Obhut der Schwestern anvertraut wurden, anfangs einen trostlosen Anblick gewährten: lauter halbverhungerte, miß-

handelte, hinsiehende, zum Theil sterbende Wesen, vollständig ungebildet, ohne Begriff von Religion und ohne eine andere Mitgift als Barbarei und Lasterhaftigkeit, welche sich durch hundert Generationen auf sie fortgepflanzt haben. Sowohl Lehrer als Schüler hatten als gegenseitiges Verkehrsmittel eine neue Sprache

zu erlernen, so daß die gewöhnlichen Schwierigkeiten sich dadurch noch verdoppelten. Außerdem mußten Lebensmittel mitten in der Einöde fern von allen Verkehrspunkten beschafft, Schutzdächer und Häuser gebaut, der Boden urbar gemacht, die Saat bestellt, ein Trägerdienst organisiert werden, um jedesmal die von Europa kommenden Sendungen zu vermitteln.

Die Missionstruppe bestand aus nur sieben Nonnen und einigen Jesuiten-Patres und Laienbrüdern — alle mit den Mitteln der Civilisation nur dürftig ausgestattet.

Aber dank dem göttlichen Segen keimte die Saat auf dem anfangs so trostlosen Acker immer schöner und hoffnungsreicher.

Bereits am 25. März 1895 konnte eine Schwester über die kleinen Negermädchen schreiben: „Unsere kleinen Negerinnen sind wirklich schon recht artig und verdienen nicht mehr den Namen „Wilde“. Ihr würdet Euch wundern, wenn Ihr sie in der Schule oder bei der Notenverlesung wohlgeordnet in Reihen stehen sähet; verwundert würdet Ihr dann ausrufen: „Aber, wo sind denn die kleinen Wilden vom Kongoland?“ Als der hochwürdige P. Superior neulich von Kisantu zurückkehrte, bemerkte er bei fast allen eine auffallende Aenderung. . . . Jeden Abend gehen wir alle in die offene Halle, welche als Speisesaal dient. Dort singen die Kinder in der Fiole-Sprache das Vaterunser, den Englischen Gruß, das Glaubensbekenntniß, die Gebote und die Acte des Glaubens, der



Winterlandschaft auf Jeso. (S. 123.)

Hoffnung, der Liebe und der Reue, das Laudato lateinisch. Sie wissen ebenfalls schon das Ave Maria in lateinischer Sprache, und jetzt lehre ich sie die Lauretanische Litanei.“

In einem etwas früher datirten Briefe vom November 1894 schreibt P. Viagre über die heilsamen Wirkungen, welche der Unterricht und besonders das Sacrament der Taufe auf die Knaben ausübt: „Noch ein Wort über die Kinder unserer Mission. Sie sind wie umgewandelt. Es ist eine wahre Freude, mit ihnen zu verkehren. Man braucht sie nicht zu tadeln, nicht zu strafen. Sie sind vollkommen glücklich, man kann es ihnen ansehen. Die Gnade, welche sie in den heiligen Sacramenten empfangen haben, wirkt ganz sichtbar. Dasselbe habe ich bei den getauften Kindern zu Kimuenza bemerkt.“ Dann spricht er von den neun Knaben, welche zu Kimuenza auf Allerheiligen 1894 getauft wurden. „Für die

Feier waren dieselben in lange, weiße Gewänder mit blauen Mäntelchen gekleidet. Sie boten wirklich einen schönen Anblick dar, als sie so mit gefalteten Händen und niederge schlagenen Augen da standen und auf die Fragen des Rituals antworteten. Mehrmals konnte ich mich der Thränen kaum erwehren.“ Er fügt noch hinzu, daß diese getauften Knaben sich besonders durch ihre Unterwürfigkeit, Gelehrigkeit und Treue auszeichnen. Derselbe Missionär schildert uns an einer andern Stelle die schwarzen Knaben beim Empfange der heiligen Communion: „Am Vorabend vor Weihnachten gingen sie mit allen Zeichen der Reue zur heiligen Beicht, und am Weihnachtsfeste selbst nahen sie sich zum zweitenmal dem Tische des Herrn. Ihre Frömmigkeit war wirklich rührend und ihre Sammlung während der Gebete und der heiligen Messe höchst erbaulich. Sie könnten selbst Christen in Europa zum Muster dienen; die

freie und leichtfertige Art und Weise, wie manche der Iekttern sich in der Kirche betragen, würde bei unsern einfachen Neophyten Verwunderung und Abſcheu erregen."

Während ſich die Kinder ſo gut entwickeln, iſt es auf der andern Seite ſehr ſchwierig, mit den Erwachsenen etwas anzufangen. Viele Hundert haben bereits etwas Unterricht erhalten und kommen jetzt regelmäßig. Aber die Miſſionäre haben ſie beſtändig zu ermahnen wegen ihrer Gleichgültigkeit und Nachläſſigkeit. Man muß ihnen alles immer und immer wieder ſagen, und dann vergeſſen ſie es dennoch bald wieder. Aus allen möglichen Gründen bleiben ſie vom Unterrichte fern, namentlich wenn der Häuptling nicht zu Hauſe iſt.

Trotzdem iſt mit Geduld und Ausdauer auch von den Erwachsenen noch vieles zu hoffen, namentlich wenn einmal die Knaben als Katechiſten den Patres helfend zur Seite ſtehen werden. Schon jetzt wirken die Knaben als kleine Apoſtel. Sie gehen des Sonntags für einen halben Tag nach Hauſe und ſuchen ihren Landsleuten das in der Woche Gelernte beizubringen und ihnen ihren Aberglauben in Bezug auf Fetiſche und Zauberei zu benehmen. Wenn ein Miſſionär durchs Land zieht, nimmt er ſtets einen von dieſen Knaben mit ſich. Er fragt dann den Kleinen vor allen Leuten aus und läßt ihn ſelbſt ſeine Antworten etwas erklären. Die Eingebornen ſtaunen über das Gehörte und betrachten den Kleinen, der erſt noch vor kurzem ebenſo unwiſſend



Winterlandschaft auf Jeſo. (S. 123.)

wie ſie ſelbſt war, als ein Wunder der Weiſheit. In allen Dörfern findet ſich überdies eine gewiſſe Anzahl von Leuten, welche große Empfänglichkeit zeigt und nach einiger Zeit zur Taufe zugelassen werden kann. Dieſe Auserwählten nehmen es ſehr ernſt und ſuchen auch andere zu gewinnen.

Welch heilsamen Einfluß das gute Beiſpiel der Miſſionsſtationen auf ihre Umgebung ausübt, zeigt ſich bereits bei den Einwohnern von Kimmuenza. In der Regel iſt der Platz um die Hütten der Eingebornen unbebaut und voll Schutt und Schmutz. Jetzt fangen die Leute aus freien Stücken an, obwohl den ganzen Tag mit harter Arbeit beſchäftigt, in der freien Zeit rings um ihre Hütten herum Gärten und ſchöne grüne Felder mit ſüßen Kartoffeln, Erdnüssen und allerlei Gemüſearten anzulegen. Dieſes beweist, daß es nicht unmöglich iſt, die Eingebornen an Fleiß und Ordnung

1897/1898.

zu gewöhnen, namentlich wenn ſie von Kindheit auf dazu angehalten werden.

Wichtig iſt es, die Mädchen zu guten künftigen Hausmütterchen heranzuziehen; deſhalb werden ſie dazu angeleitet, bei der gewöhnlichen Handarbeit im Kloſter mit Hand anzulegen. Das erſte, was geſchehen mußte, war, die Schwestern von der ſchweren Arbeit des Waſchens zu befreien. Nach 14tägigem gutem Unterricht an der Waſchbütte konnten neun Frauen und Mädchen dieſen Zweig der Haushaltung übernehmen. Das Bügeln war für ſie anfangs etwas ſchwierig, aber allmählich lernten einige Mädchen auch dieſes.

Küchenarbeit beim Feuer iſt für Europäer in einem ſolchen Klima auf die Dauer zu anſtrengend. Auch hier mußte das ſchwarze Element hilfeleiſtend eingreifen. Die erſte Kochgehilfin war Sakala, ein kleines Ding von bloß ſechs Jahren. Sie macht

sich sehr nützlich und sucht alles nachzuahmen, was sie sieht, freilich nicht immer mit der gehörigen Unterscheidungsgabe. So sah sie z. B. eines Tages mit großem Interesse zu, wie Schwester Rosa Brod backte. Am folgenden Tage, als die Genossenschaft beim Segen und Sakala allein in der Küche war, kam sie auf den Gedanken, den Schwestern eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Vor ihr stand ein Faß mit Cement. Davon nahm sie einige Handvoll, knetete ihn sorgfältig und backte aus ihm mehrere schöne Kücheln!

Bis Mai 1895 waren schon einige Kinder im Stande, selbstständig zu kochen. Eine Schwester führt dabei die Oberaufsicht, um die rechte Pünktlichkeit und Reinlichkeit zu erzielen. Denn hier und da kam wohl allerdings ein kleineres oder größeres Versehen vor, wie z. B. daß das Essen einige Stunden zu früh fertig war oder die Zubereitung ganz und gar vergessen wurde, oder daß die Suppe zum Ende der Mahlzeit aufgetragen, das Reinigen des Geschirres vernachlässigt und die Küche voll ungewaschener Tassen und Schüsseln im Zustande der Unordnung zurückgelassen wurde. Eines Tages brachte die kleine Köchin das Gericht aus der Küche in den Speisesaal, wobei sie es wie gewöhnlich auf ihrem Kopfe hin und her schwanen ließ. Plumps! strauchelt sie, fällt hin — und die Omelette fliegt im Bogen in den lockern Sand, unrettbar verloren. Die Schwestern schäuen hin und beobachten ein tiefes, peinliches Stillschweigen, und Sakala steht lange, lange unbeweglich da, den Blick voll Zerknirschung auf die verunglückte Omelette gerichtet. Das war für sie eine heilsame Lektion; denn von diesem Augenblicke ab schlug sie ein neues Blatt in ihrem Leben um und wurde sehr brav und „vorsichtig“ — aber nur bis zum nächsten Tag.

Die kleinen Dinger sind übrigens recht klug und lassen sich

im ganzen gut an. Sie können jetzt sogar schon ganz allein Brod backen.

Auch im Schulunterricht machen die Mädchen gute Fortschritte; nur ist es schwer, ihnen ihre materialistischen Begriffe vom Himmel auszutreiben. Der Himmel ist ein Ort unendlicher Glückseligkeit, wo sie kein Leid mehr trifft — das verstehen sie sehr wohl; aber sie malen sich das Wesen dieser Glückseligkeit zu sehr nach ihren afrikanischen Anschauungen aus. Der Himmel ist für sie ein Ort, wo es zunächst einmal keine Arbeit mehr gibt. Dann muß da in der Mitte ein großes Feuer sein. Ringsherum lagern sich die Geister der Gerechten, fauen ohne Ende die besten Rückenstücke Fleisch und trinken auf immer und ewig köstlichen malafu (Palmwein).

Sie wissen, daß sie selbst eines Tages sterben werden, neigen aber sehr stark zu der Ansicht hin, daß die Nonnen unsterblich sind. Nach den jetzigen Anzeichen zu schließen, haben wir auch die gegründete Hoffnung, daß es noch lange dauern wird, bis die Nonnen ihnen das Gegentheil beweisen werden.

Wir schließen hiermit vorderhand und heben die spätern Berichte für ein anderes Mal auf. Die Zahl der Schwestern ist inzwischen durch neue Verstärkungen aus Belgien gewachsen, und das Arbeitsfeld hat sich vergrößert, da sie nunmehr auch in N'Dembo, einer andern Station der Kwango-Mission, sich angesiedelt.

Alle Briefe an die Ehrwürdige Generaloberin athmen jene wohlthuende Fröhlichkeit des Gemüthes, wie sie die freudige, opferwillige Hingabe an Gott und seine heilige Sache gewährt, und fast alle schließen mit dem Ausdrucke des innigsten Dankes, „daß es Gott und Ihnen, Ehrwürdige Mutter, gefallen, mich zu dieser theuren Mission am Kwango auszuwählen“.

Nachrichten aus den Missionen.

Norwegen.

Fortschritte der Mission. In einem Berichte vom 3. December v. J. gibt der Apostol. Vicar Mgr. Fallize recht erfreuliche Kunde. Langsam aber stätig gewinnt im Reiche des hl. Olof die wahre Kirche und Religion Boden und Einfluß. An Stelle der armseligen Baracke, die in der Hauptstadt Christiania bisher als Spital der St. Josephschwwestern von Chambery gedient, steigt jetzt ein Bau empor, der das schönste Krankenhaus im ganzen Lande zu werden verspricht. Es wird das Entzücken der Aerzte und der Trost zahlloser Kranken ohne Unterschied des Bekenntnisses bilden.

Das alte Gebäude aus Holz ist aufs Land hinaus transportirt und in ein Reconvalescentenhaus verwandelt worden. Zugleich sollen hier Schwestern und Novizen in der frischen Landluft sich erholen.

Außerdem wurde am 28. August v. J. die zweite katholische Kirche in Christiania eingeweiht. Sie ist dem hl. Halvard geweiht, von außen einfach, von innen aber ein rechtes Schmuckkästchen, das die neuen Convertiten lieb gewinnen müssen. In Stavanger, dem großen Seehafen an der Westküste, war bisher weder Kirche noch Priester. Seit Weihnachten aber besitzt der Heiland im heiligsten Sacrament auch hier eine Wohnung. Die Kapelle ist von Holz, im altnorwegischen Stil gehalten. Gleichzeitig wurde von den Franziskanern aus Luxemburg ein Spital eröffnet. In Trondhjem findet sich die kleine katholische Kirche in einer entfernten, sogar verrufenen Vorstadt. Das war ein bedauerndes-

wertiges Hemmnis. Welch freudige Ueberraschung war es deshalb, als die Stadtbehörde sich bereit zeigte, der Mission im Herzen der Stadt, unweit der imposanten Kathedrale aus alter katholischer Zeit, einen ehemaligen Bahnhof zu verkaufen, der nunmehr in eine Kirche, Schule und Priesterhaus verwandelt werden soll. Freilich reicht die hübsche Summe, welche die guten niederländischen Katholiken dem Bischof zu diesem Zwecke überwiesen haben, nicht ganz aus; aber gewiß werden die andern Freunde der Nordlands-Mission das Fehlende ergänzen. Das kleine Kirchlein von Harstad auf der großen Hindö-Insel ist zur Pfarrkirche avancirt und die zeitweise verlassene Pfarrstation von Alten in Lappland wieder aufgenommen worden.

Die günstige Stimmung in der öffentlichen Meinung wurde durch die letzten freisinnigen Beschlüsse des Storthings (Jahrg. 1897, S. 171) noch verstärkt und dauert fort. Nicht wenige lutherische Theologen treten offen für katholische Lehren und Einrichtungen auf. In Bergen sind zwar katholische Schwestern, die sich dem Hauskrankendienst weihen; sie hatten aber bisher kein eigenes Spital. Als der Bischof das letzte Mal dort war, kam eine Deputation protestantischer Aerzte zu ihm mit der Bitte, er solle doch ein katholisches Spital errichten. Auf die Entgegnung des Bischofs, daß er das selbst sehr wünschte, aber keine Mittel habe, erboten sich die Herren, auf eigene Kosten ein Haus zu mietzen und als vorläufiges Krankenhaus einzurichten unter der einzigen Bedingung, daß dasselbe den Namen „Katholisches Spital“ führen solle; das genüge, um die Anstalt populär zu machen, meinten sie. Welch schönes Zeugniß für unsere katholischen Schwestern!

So trotzreich diese Erfolge sind, es sind eben doch nur erst Anfänge. Der größte Theil des Landes steht noch außerhalb des Einflusses der katholischen Mission. Allein Gott wird das Senfkrönlein segnen und es zu einem Baum werden lassen.

Mesinasien.

Mesopotamien und Kurdistan. Die Mission der Dominikaner. Im *Oeuvre des Écoles d'Orient* (1897, p. 204 ss.) gibt der Obere der Mission, R. P. J. G. Galland O. P., einen sehr willkommenen Ueberblick, wobei er das Jahr 1896 zum Ausgangspunkt nimmt.

Das Personal der Mission besteht aus 14 Dominikanerpatres, 1 Laienbruder, 2 Hausdienern und 14 Schwestern von der Opferung (de la Présentation), die sich auf die 5 Hauptstationen also vertheilen: Mossul: 8 Patres, 1 Bruder, 1 Diener, 11 Schwestern; Mar Jacub: 1 Pater, 1 Diener; Dschesireh: 1 Pater, 3 Schwestern; Seert: 1 Pater; Wan: 2 Patres. Die Mission verlor im Berichtsjahr durch den Tod 2 Patres und 1 Schwester, 1 Pater mußte wegen eines Augenübelz nach Europa zurück.

Schulthätigkeit. An der Spitze steht 1. das syro-chaldäische Seminar in Mossul mit 41 Alumnen: 26 vom chaldäischen, 15 vom syrischen Ritus. 5 erhielten die heilige Priesterweihe; alle waren als Seminaristen Muster der Frömmigkeit, 3 auch ausgezeichnet durch Talent und Wissen.

2. Das Pensionat für Nestorianer in Mar Jacub (seit 4 Jahren gegründet) mit 16 Zöglingen, wovon 4 Katholiken. Die meisten Knaben sind aus Kurdistan und erhalten hier gratis Erziehung und Unterricht, zum Zwecke, aus ihnen Lehrer heranzubilden, die später unter ihren nestorianischen Landsleuten das Werk der Wiedervereinigung zu fördern geeignet sind. Sobald die Zahl der Schüler wächst, wird auch eine Handwerkschule eröffnet, wo die Knaben ein anständiges, nützliches Gewerbe erlernen können. Obwohl die Knaben ihre langen Ferien bei ihren noch schismatischen Eltern zubrachten, ist doch keiner abgefallen. Die Stimmung der Nestorianer der katholischen Kirche gegenüber ist übrigens eine günstigere als jemals. Bezeichnend ist, was ein Familienvater zu einem der Patres äußerte: „Ihr habt eine sehr verschiedene Art von derjenigen der Protestanten. Dieselben erziehen unsere Kinder für die Welt und für ihre eigenen Interessen, ihr aber erzieht sie für den lieben Gott und für uns Eltern.“

3. Das Knabencolleg (Externat) in Mossul zählt in 7 Klassen 244 Zöglinge: 207 Katholiken und 37 Nichtkatholiken, beide Gruppen den verschiedenen Riten angehörig. Da der Pater so wenige, sind meist Laien-Lehrer angestellt, die man aber nach Kräften auszubilden sucht. Leider sind die Bauten ungenügend. Geplant ist die Anlegung einer Leihbibliothek, um den Keim für geistige Beschäftigung und Erwerbung nützlicher Kenntnisse bei den schlaffen, dem Müßiggang so ergebenden Orientalen zu wecken.

4. Die Knabenschule in Dschesireh zählt 48 Schüler, meist Katholiken, die in Seert 80 Knaben verschiedener Riten. Mit derselben ist eine Art Sonntagsschule für Erwachsene verbunden, wo neben der Religionslehre auch Unterricht im Türkischen, etwas Geographie und Rechnen erteilt wird, genug, um für eine Stelle bei der Verwaltungsbehörde zu befähigen.

5. Die Schulen in Wan. Wan, die uralte sagenumwobene Stadt aus der Zeit der Assyrier, liegt am Fuße des berühmten, 100 m hoch in drei Ruppen einsam aus der Ebene aufragenden Burgfelsens (Ghurab oder Chorchor genannt), dessen Zinnen seit

uralter Zeit eine Festung tragen. Die Schulen mit 75 Kindern und einem schismatischen Armenier als Lehrer und seiner Tochter als Lehrerin sind noch neuen Datums und entsprechen nicht der Bedeutung dieser Stadt. Wie P. Galland ausführte, zählt Wan jetzt an die 20 000 Christen, die Umgegend an 80 000. Darum wäre die Errichtung einiger Internate für Knaben und Mädchen dringend geboten. Die furchtbaren Mekeleien haben eine Masse von Kindern zu Waisen gemacht. Sie müßten gesammelt und durch eine gute Erziehung der katholischen Kirche erhalten oder gewonnen werden. Dieselbe hat bei den Schismatikern sehr an Sympathie gewonnen. Der vernünftiger Theil der armenischen Nation sieht ein, daß die Träume politischer Unabhängigkeit zu nichts führen und daß die einzige Rettung ihres Glaubens und ihrer Nationalität im Anschluß an die katholische Kirche unter dem Protectorate Frankreichs liegt. All dies drängt zur Gründung von Schulen, zumal der Drang nach Unterricht auch hier immer allgemeiner und stärker wird. Daß der amerikanische Protestantismus nichts bietet als rein zeitliche Vortheile und dies auf Kosten des wahren Glaubens, sehen die Orthodoxen sehr wohl ein, wenn auch die Noth viele zu den reichlich spendenden Secten hindrängt. Hier wäre Großes zu leisten. P. Galland unterbreitet deswegen den Plan zur vorläufigen Gründung zweier Waisenhäuser mit Schulen, wofür er einen gewiß sehr bescheidenen Kostenaufwand von bloß 12 000 Mark ansetzt.

6. Das Mädchenpensionat in Mossul steht unter Leitung der genannten Schwestern und zählt 23 Pensionäre, von denen eine einzige bezahlen kann. 6 helfen gleichzeitig als Hilfslehrerinnen in den Mädchenschulen. Gern würde man das Pensionat heben und vergrößern, um eine hinlängliche Zahl guter Lehrerinnen zu erziehen und den Beruf zum Ordensstande unter den Mädchen zu entwickeln.

7. Die Mädchenschule (Externat) in Mossul zählt 362 Mädchen (256 katholisch) der verschiedenen Riten. Leider genügen die Bauten nicht.

8. Arbeitsschulen in Mossul sind zwei, eine bei den Schwestern mit 65 Zöglingen (47 katholisch). 1 Schwester und 3 Hilfslehrerinnen haben die Aufsicht und den Unterricht im Nähen, Stricken, Häkeln und Sticken. Eine zweite Schule dieser Art mit 54 Zöglingen (17 katholisch) im jakobitischen Viertel Balési besteht speciell für die Mädchen dieses Ritus, die hier mitten unter Moslemin großen Gefahren ausgesetzt sind. Die jüngern Kinder erhalten zugleich Elementarunterricht.

9. Die Bewahrschule in Mossul für die Kleinen zählt 342 Kinder, 166 Knaben und 176 Mädchen (282 katholisch).

10. Das Mädchenwaisenhaus in Seert ist noch jung und entstand aus der Nothwendigkeit, den vielen elternlos gewordenen Mädchen eine sichere Zufluchtsstätte zu sichern. Es zählt erst 10 Kinder (7 katholisch) im Alter zwischen 6—12 Jahren. Die Ausdehnung dieses Werkes ist dringend nothwendig und ließe sich mit geringen Mitteln bewerkstelligen, da der jährliche Unterhalt eines Kindes sich bloß auf 120 Frs. beläuft.

11. Die Mädchenschule in Seert mit 145 Kindern (98 katholisch) besteht aus 2 Abtheilungen, der für das chaldäische und der für das armenische Viertel; die Vereinigung beider ist unthunlich, da die Mädchen wegen der weiten Entfernungen auf den Straßen zu vielen Gefahren ausgesetzt sind.

12. Die Mädchen- und Bewahrschule in Dschesireh zählt 93 Kinder (65 katholisch). Die untersten Klassen bilden die Bewahrschule.

13. Die Mädchenschule von Asef, 6 Stunden von Dschesireh und im jakobitischen Viertel von Dschebel Tur gelegen, wurde gegründet, um der protestantischen Propaganda entgegenzuwirken. Zwei von den Schwestern gebildete Lehrerinnen begannen hier ihr Werk. Einen Monat nach der Gründung waren schon 55 Kinder aus den protestantischen Schulen zurückerobert.

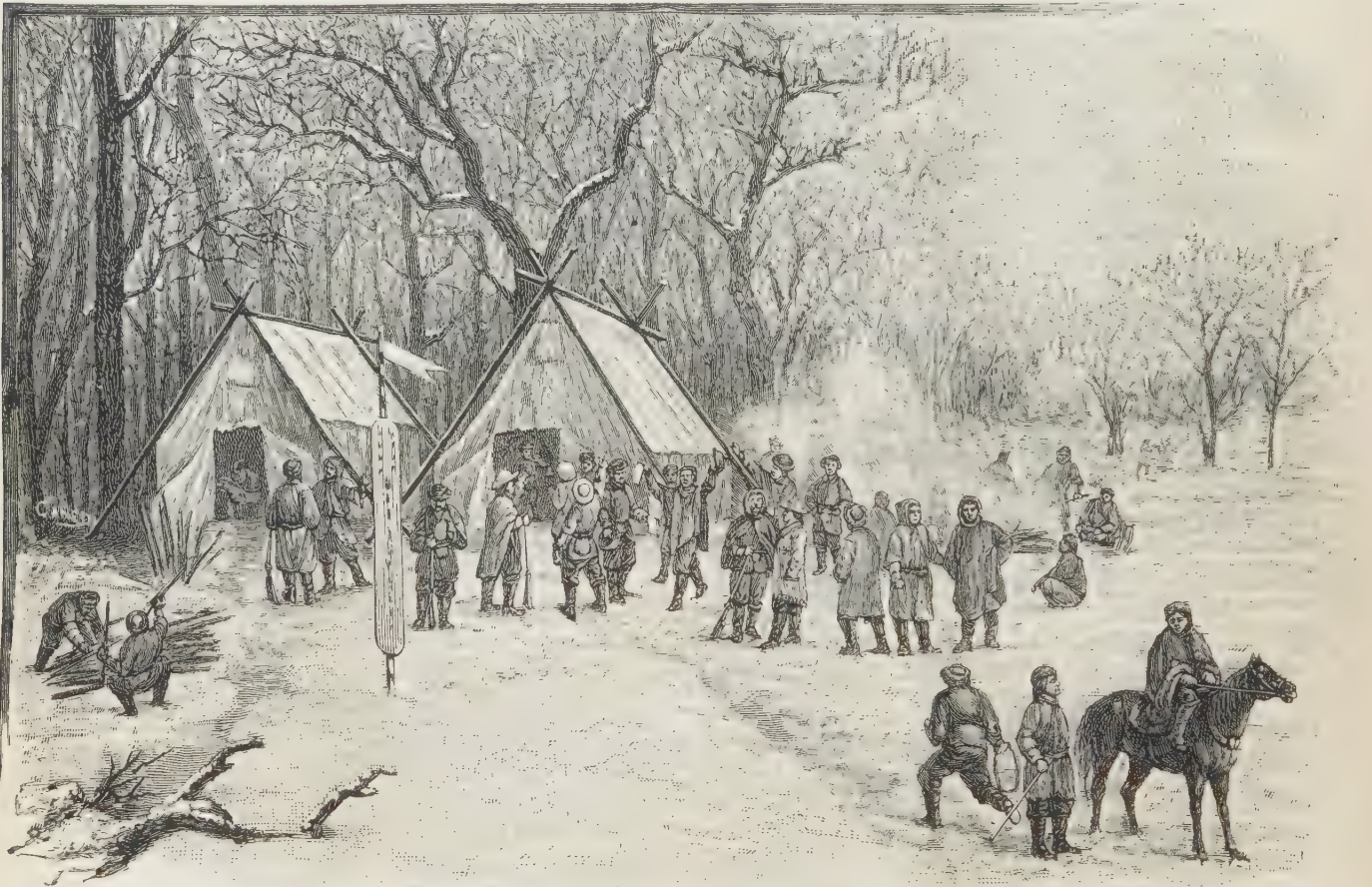
14. Auswärtige von der Mission unterstützte Volksschulen. Es sind deren in den Diöcesen Mossul, Kerkuk, Amadia, Acra, Zatho, Dschesireh (halb. Ritus), Dschesireh (syr. Ritus), Seert und in der nestorianischen Mission zusammen 35, davon 33 Knabenschulen mit 1027 Kindern (952 Knaben und 75 Mädchen). Die jährlichen Auslagen betragen 5250 Frs.

Die durch die letzte Christenverfolgung herbeigeführte Entvölkerung und Noth hat auch den Stand dieser Schulen sehr beeinflusst und erschwert ihre Aufrechterhaltung, die aber gegenüber der emfigen protestantischen Propaganda dringend gefordert ist.

Man sieht, auch hier leisten unsere katholischen Missionäre und Schwestern Großes zur Ehre Gottes und zum Heile der unsterblichen Seelen. Noch ungleich mehr könnte und müßte geschehen, wenn nicht der Mangel an hinlänglichen Mitteln unliebsame Schranken setzte.

China.

Apostol. Vicariat Kiang-nan. Eine Missionsfahrt in der Barke. Es ist der Sprosse eines altadeligen deutschen



Väandervertheilung an Kolonisten auf der Insel Jesso. (Nach einer Photographie. — S. 123.)

Geschlechtes, P. Constantin von Bodmann S. J., der in folgenden Zeilen seinen Eltern über seine ersten Missionsarbeiten berichtet.

„Osterdienstag, 20. April 1897. Zum erstenmal schreibe ich Euch auf einer Barke, und zwar auf der Reise nach Su-tchéu, der Hauptstadt der Provinz Kiang-su. Das Schreiben zu Schiff ist zwar mit einigen Schwierigkeiten verbunden; allein, da hiezulande die Kanäle die nahezu ausschließlichen Verbindungswege und die Missionäre fast beständig unterwegs sind, um die weit zerstreuten Christengemeinden zu besuchen, so bleibt ihnen meist nur die Zeit der Reise zum Studium und zur Erledigung ihrer Correspondenz. Unter meiner Barke müßt Ihr Euch aber nicht etwa einen offenen Kahn vorstellen, sondern ein förmliches, mit Thüren und Fenstern versehenes Häuschen, das zwei Räume enthält, die mit Tischen, Bänken und Lehnstühlen möblirt sind.

„Gestern früh um 8 Uhr haben wir — ich bin nämlich in Begleitung von sieben meiner Mitbrüder — Zi-fa-wei verlassen, um auf dem prächtigen Kanal, der Shang-hai mit Su-tchéu verbindet, zunächst nach Loh-fa-pang, einer großen Christengemeinde, zu fahren und dort zu übernachten. Heute früh nach der heiligen Messe haben wir abermals unser Schiff bestiegen und gedenken noch vor Einbruch der Nacht bei unserem lieben P. Delfond, dem in Su-tchéu residirenden Missionär, einzutreffen.

„In der Stadt Su-tchéu selbst ist eigentlich nicht viel zu sehen, nicht mehr als in allen andern chinesischen Städtchen. Was man in Europa in größeren Städten gewöhnlich für sehenswerth erachtet, nämlich öffentliche Gebäude, Kirchen, Gemälde- und Alterthümeransammlungen, das alles existirt in China nicht. Die

Wohnungen der Mandarine sind von hohen Mauern umgeben und daher von außen nicht sichtbar; die Pagoden sind nichts anderes als große, schmutzige Bretterbuden, die alle nach demselben Stil gebaut sind; die unförmlichen irdenen Götzenbilder, vor denen beständig Rauch und Gestank verbreitende Kerzen brennen, entbehren nicht nur jedes künstlerischen Werthes, sondern sind geradezu scheußlich; Museen nach europäischem Muster gibt es überhaupt nicht. Was bleibt also Sehenswerthes in einer chinesischen Stadt? Nichts als etwa die monumentalen mittelalterlichen Thore und Mauern, die aber gewöhnlich infolge der Sorglosigkeit der Regierung in Trümmern liegen.

„Was uns Missionäre mehr als die Stadt Su-tschu selbst

anzieht, das ist das Andenken an zwei unserer Missionäre, die im Jahre 1747 während der Verfolgung des Kaisers Kien-long den Martertod erlitten. Der Proceß ihrer Seligsprechung ist bereits eingeleitet (vgl. Jahrg. 1897, S. 118); ihre sterblichen Ueberreste aber wurden schon im vorigen Jahrhundert nach Macao gebracht, wo sie große Verehrung genießen.

„Die vergangene Nacht brachten wir also in Loh-fa-pang zu, bei dem dort stationirten chinesischen Seelsorger, einem Weltpriester, der uns nicht genug erzählen konnte von dem Eifer und der rührenden Frömmigkeit seiner Pfarrkinder. Ueber die Osterfeiertage waren nicht weniger als 1200 Christen zusammengeströmt, um die heiligen Sacramente zu empfangen. Ihr könnt Euch denken,



Eine Kolonistenwohnung im Bau begriffen. (S. 123.)

welche kaum zu bewältigende Arbeit es an solchen Tagen für einen einzigen Priester gibt!

„Von 5 Uhr an lasen wir die heilige Messe in der zwar ärmlichen, aber geräumigen Pfarrkirche, die etwa 1000 Gläubige fassen kann. Das Pfarrhaus ist stets an die Kirche angebaut, so daß man ungesehen von dem einen in die andere gelangt.

„Während unseres Frühstücks kamen die guten Christen scharenweise ins Pfarrhaus, um uns allerlei selbstbereitete Speisen anzubieten, ohne jedoch die geringste Bezahlung dafür annehmen zu wollen. Viele von ihnen nehmen ganz ungenirt Platz und verfolgen alle unsere Bewegungen mit gespanntester Aufmerksamkeit; man kann ihnen aber dieses Vergnügen um so lieber gönnen, als sie wirklich von einer wahrhaft kindlichen Anhänglichkeit an uns beseelt sind. Wir Missionäre sind eben alles für diese armen

Christen. Die meisten sind arme Fischer, die mitten unter einer heidnischen Bevölkerung leben und jeglichen Haltes entbehren; wir sind ihre irdische wie auch ihre geistliche Stütze; wir helfen ihnen ihr ärmliches Besitztum vertheidigen und verschaffen ihnen die unendlich werthvollern Güter für den Himmel. Es ist aber auch geradezu rührend, mit welcher Liebe und mit welchem Stolze sie uns betrachten. Als ich bei unserer Abreise von Loh-fa-pang unsere Barke bestieg, hörte ich, wie eine Frau in einem neben uns ankernden Schiffe ihr dreijähriges Kind herbeirief mit den Worten: „Komm doch und sieh, da ist ein Pater!“ Und die Kleine kam freudestrahlend näher und kroch auf allen Vieren am Vordertheile des Schiffes bis in meine unmittelbare Nähe heran, um mir zuzulächeln, und war glücklich, als ich ihr einige freundliche Worte sagte. Eine alte Frau, die in einer benach-

barten Barke war, wollte auch meine Aufmerksamkeit auf sich lenken und rief mir beständig zu: „Guten Morgen, Pater! guten Morgen, Pater!“

„Längs des Ufers des ‚Großen Kanals‘, der so breit ist wie ein stattlicher Strom, führt ein Weinpfad; wir benutzen denselben öfters, um neben dem von Menschenhänden gezogenen Schiffe einherzugehen. Soweit das Auge reicht, erstreckt sich eine fruchtbare, aufs sorgfältigste behaute Ebene; nur im Westen, wohin wir fahren, zeigen sich in dunkelblauen Umrissen die Berge von Su-tchéu. Welch herrliches, fruchtbares Land! Und welche Ernte könnte man hier erst für den Himmel machen! Dies ist fast der einzige Gedanke, der mich beschäftigt; es ist eine beständige Qual für das Herz eines Missionärs, diese dicht bevölkerten Landstriche zu durchwandern und zu denken, daß auf 5000 Seelen erst ein Christ kommt; denn dies ist das Verhältniß in unserer Provinz Kiang-nan, die doch die meisten Christen unter allen chinesischen Provinzen aufzuweisen hat. Diesen Zahlen gegenüber kommt man sich vor wie jemand, der einen Ocean ausschöpfen wollte.

„Gegen 6 Uhr nähert sich die Sonne dem Horizont und vergolbet mit ihren Strahlen die Berge und zu deren Füßen die hohen Thürme von Su-tchéu. Es ist ein bezaubernder und betrübender Anblick zugleich; denn diese Thürme und Pagoden sind das Zeichen der Herrschaft Satans über die 500 000 Seelen zählende Hauptstadt! Noch eine Stunde ungefähr, und wir werden am Fuße der riesenhaften Stadtmauern angelangt sein. — — —

„Zi-fa-wei, 25. April. Heute erst komme ich dazu, euch den weiteren Verlauf unserer Reise nach Su-tchéu zu schildern. Mit einbrechender Dämmerung glitt unsere Barke unter den finstern Gewölben des Nordthores und unter den drohenden Zähnen des gewaltigen Fallgitters hindurch, welches letzteres zur Nachtzeit stets in den Kanal heruntergelassen wird. Die Dicke der Mauern ist so beträchtlich, daß man mehrere Minuten braucht, um aus diesem Tunnel wieder ans Tageslicht zu gelangen. Endlich erblicken wir das Innere der Stadt, und unser Schiff liegt bald am Eingange zu unserer Niederlassung, wo wir von P. Delfond aufs herzlichste bewillkommenet werden. P. Delfond war früher Professor der Literatur in Poitiers und Procurator des Collegs in Canterbury.

„Die Stadt Su-tchéu zählt unter 500 000 Einwohnern kaum 200—300 Christen, aber lauter angesehene, eifrige und erprobte Christen, die schon mehr als einmal im Feuer der Verfolgung gestanden und Proben ihrer Standhaftigkeit abgelegt haben. Ich selbst habe unter meinen Zöglingen in Zi-fa-wei zwei Söhne aus einer der besten Familien dieser Stadt; es sind wahre Engel, die mich immer an einen hl. Stanislaus Kostka oder einen hl. Moysus erinnern; sie verbinden mit Seelenreinheit durchdringenden Verstand, vornehme Gesinnung, Bescheidenheit und jenen Ernst, den man so häufig bei Chinesen in jugendlichem Alter findet. Die Christen von Su-tchéu gehören zwar wohlhabenden, aber keineswegs reichen Familien an; denn zu Reichthum können die Christen in China schon deshalb nicht gelangen, weil ihr Gewissen ihnen verbietet, all die verwerflichen Mittel und Kniffe anzuwenden, deren sich die Chinesen im Handel gewöhnlich bedienen; und diese Gewißheit, sich in der christlichen Religion niemals Reichthum sammeln zu können, ist ein Verdienst mehr bei ihrer Ausdauer im Glauben.

„Den andern Morgen, nach der Feier des heiligen Messopfers in der schmucklosen, aber geräumigen Pfarrkirche, bestiegen wir

abermals unser Schiff, um einen Ort zu besuchen, der nicht nur den herrlichsten Ueberblick über Stadt und Umgegend bietet, sondern auch in den Annalen der Geschichte und der Literatur Chinas hochberühmt ist: es ist dies der etwa 2 Stunden von Su-tchéu entfernte Hu-Pieu-se, wörtlich ‚Hügel des Tigers‘, dessen Spitze das hochinteressante Grabmal des 500 Jahre vor Christus verstorbenen Gründers von Su-tchéu trägt. Eine Reihe von Legenden knüpfen sich an diesen von allen chinesischen Dichtern besungenen Ort.

Unser Weg führt uns zunächst nördlich längs der kolossalen Stadtmauern hin; dann biegt der Kanal westlich ein, und wir durchfahren eine entzückend schöne Landschaft, besät mit Villen inmitten der reizendsten Parkanlagen; die zu Gruppen vereinigten, in voller Blüthe stehenden Pfirsichbäume namentlich und daneben das zarte Grün der Bambusgebüsche bieten einen bezaubernden Anblick. An beiden Ufern des Kanals stehen zahlreiche Triumphbogen, die ja allerorts in China zu Ehren verdienter Männer oder tugendhafter Frauen errichtet werden; dieselben sind aus buntem Granit und mit den herrlichsten Sculpturen geschmückt. Die darauf befindlichen Inschriften erregen unsere Neugierde in hohem Grade; denn eine chinesische Inschrift ist immer eine Art Rebus: jedes Schriftzeichen drückt ja bekanntlich eine besondere Idee aus, und es handelt sich nun darum, diese verschiedenen Ideen so aneinander zu reihen, daß ein vernünftiger Sinn herauskommt; ein und derselbe Satz kann nun aber wieder verschiedene Bedeutungen haben, so daß es manchmal eine wahre Geduldprobe ist, den richtigen Sinn herauszufinden.

„Nach zweistündiger Fahrt sind wir am Fuße des Hügels angelangt. Eine ununterbrochene Reihe von Pagoden, halb verfallenen Thoren und Triumphbogen bezeichnet uns den Weg bis zur Spitze. An jedes dieser Bauwerke, ja fast an jeden einzelnen Stein knüpft sich eine Legende; denn, wie gesagt, dieser Ort ist in ganz China nicht minder berühmt als das Forum in Rom oder die Akropolis in Athen. Auf der Spitze des Hügels erhebt sich ein halbverfallener, aber immer noch 30—40 m hoher Thurm, mit einer starken Neigung, ähnlich wie der Thurm von Pisa. Die Aussicht von hier oben auf die Stadt mit ihren Hunderten von Thürmen und Pagoden, auf die umliegenden Berge und auf die reich behaute, von unzähligen im Sonnenlicht wie Silberstreifen glänzenden Kanälen durchzogene Ebene ist geradezu unbeschreiblich schön. Einen überaus traurigen Eindruck aber macht der Zustand der Vernachlässigung, in dem sich diese so interessanten Ruinen und deren ganze Umgebung befinden. In Europa würden diese Denkmäler verschwundener Zeiten aufs sorgfältigste bewacht und unterhalten werden; allein in China gibt es eben keine Regierung, sondern nur Beamte, deren ausschließliche Sorge darin besteht, sich möglichst rasch zu bereichern; deshalb gehen auch alle öffentlichen Gebäude dem Verfall entgegen.“

Vorderindien.

Erzdiocese Verapoly. Das apostolische Clerical-Seminar von Putempally. „Am Weihnachten dieses Jahres“ (1897), so schreibt uns R. P. Bonifaz O. Carm., Rector der Anstalt, „werden wiederum mehrere Alumnus, wahrscheinlich 14, die heilige Priesterweihe erhalten. Leider ist diesmal kein einziger für die Erzdiocese Verapoly unter den Weibecandidaten. Zwölf gehören dem syro-malabarischen Ritus an, und von zwei Alumnus vom lateinischen Ritus ist einer aus der Diocese Quilon, der andere aus der Diocese Cochín. Indes wurden vor Ostern dieses Jahres

zwei Priester für Verapoly ordinirt. Von den erwähnten zwei Weihcandidaten vom lateinischen Ritus ist der zur Diöcese von Quilon gehörende ein Convertit. Vor 14 Jahren wurde er in der Kirche unseres Seminars getauft; auch seinen Vater taufte ich bald nachher. Daß ein Neubekehrter zur Priesterwürde gelangt, ist in diesen Ländern ein unerhörtes Ereigniß. Bisher pflegte man die Neubekehrten, bis zur dritten Generation wenigstens, als eine niedrige Kaste anzusehen, und man schloß sie selbst von der Mitgliedschaft mehrerer Bruderschaften aus, und hätte man einen solchen gar zur Priesterwürde zulassen wollen, wäre eine Revolution entstanden. Als ich vor 14 Jahren unsern Weihcandidaten wegen seiner Talente und seines musterhaften Lebenswandels unter die Zahl der Seminaristen aufnahm — mit Zustimmung des damaligen Erzbischofs von Verapoly, dem das Seminar damals noch unterstand —, da erhob sich alsbald unter den Lateinern eine so große Agitation, daß wir genöthigt waren, ihn zu entlassen und ihm später die Zulassung in Quilon zu erwirken. Es war dieses vom Kastengeiste dictirte Benehmen der Lateiner gewiß unberechtigt und höchst unschön. Allein in solchen Dingen sind die Inder für alle Vernunftgründe unzugänglich. Ein Neubekehrter, mag er, wie unser Candidat, auch als Heide einer weit höhern Kaste angehört haben, zählt zu den „Kastenlosen“. Dies ist ein Princip, das nur der Teufel ausbrüten konnte; denn es bildet ein Haupthinderniß für die Bekehrung der Heiden. Dieselben sagen: „Mit der Bekehrung verlieren wir unsere bisherige Kaste und unser Vermögen, und die Geister behandeln und betrachten uns nachher als Pariahs.“ Zum Studium der Theologie kam der betreffende Weihcandidat vor vier Jahren wieder hierher ins Seminar. Gott sei Dank, aller und jeder Widerspruch gegen ihn hat aufgehört. Darin liegt ein großer Fortschritt zum Bessern unter den lateinischen Christen, und auf die Heiden, so hoffe ich, wird diese Thatsache, daß ein Convertit Priester wird, einen tiefen Eindruck machen. Die Ausgaben, die ich seit 14 Jahren für den Weihcandidaten zu machen hatte, sollen mich nicht reuen. Derselbe wird wahrscheinlich am 2. Januar sein erstes heiliges Messopfer feiern und dann bei mir im Seminar bleiben als Procurator. Würde er sofort in eine Kirche geschickt werden, könnte immerhin noch Gefahr sein, daß ein Theil des Volkes sich widersehte und sich weigerte, ihn anzunehmen.

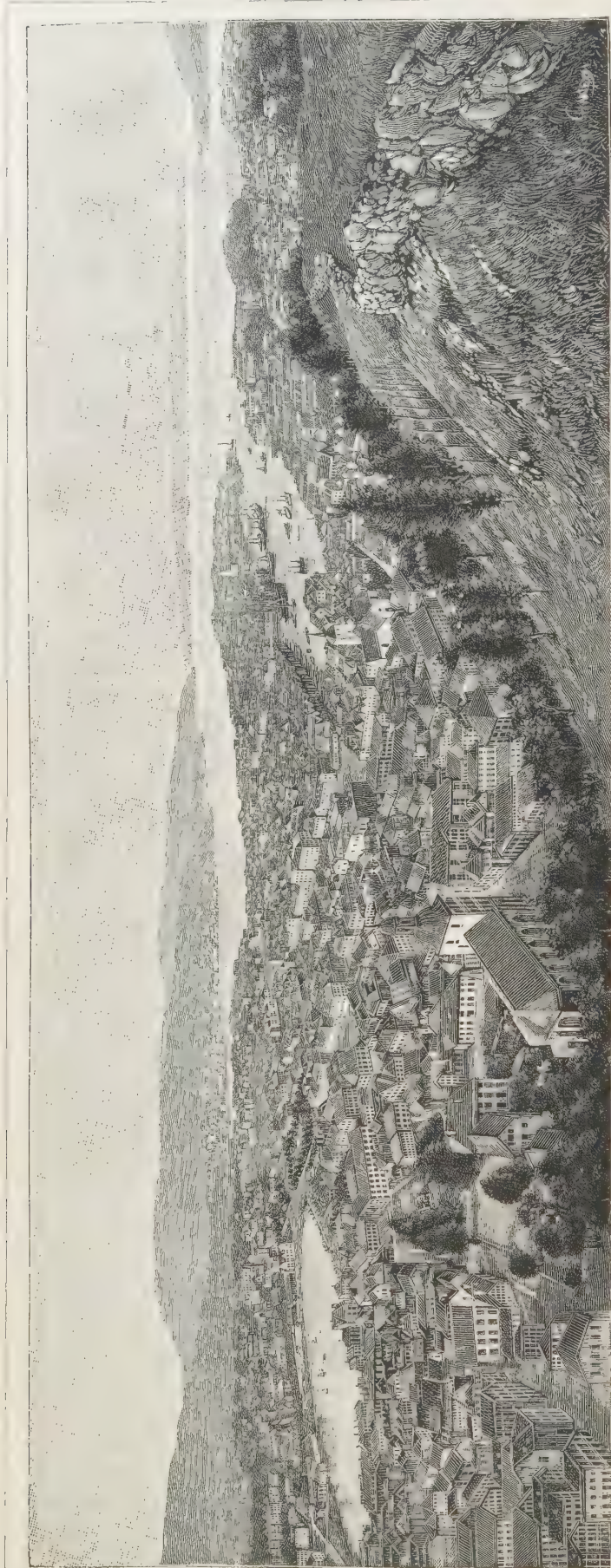
„Von der großen Hungersnoth in Indien wurde bereits so viel berichtet, daß es wohl nicht nöthig ist, sie neuerdings zu schildern. Immer noch ist die Noth groß, da alle Lebensmittel doppelt so theuer sind als sonst. Was dies bedeutet, fühle ich nur allzusehr, da ohnehin die Einkünfte des Seminars schon weit geringer waren als die Ausgaben. Hätten nicht gute Freunde uns geholfen, so wäre uns wohl nichts übrig geblieben, als das Seminar zu schließen. Die Alumnen selbst sind sehr häufig nicht im stande, monatlich auch nur vier Rupies zu bezahlen, und die ihrer Güter beraubte Propaganda konnte uns bisher nichts geben, umsoweniger, da das große Generalseminar auf der Insel Ceylon zu bauen ist, in welches jede Diöcese von Indien je drei Candidaten gratis schicken kann. Leider thun die Inder ihrerseits nichts, um solche höchst nützliche und nothwendige Institute ins Leben zu rufen und zu erhalten. Sie wollen nur Genuß davon haben. Bloß wenn es sich darum handelt, die eigene Familie recht glänzen zu lassen, scheuen sie keine Ausgaben. Tausende von Rupies werden ausgegeben für Feuerwerk, Schießen, Schmausereien u. s. w. Gerade während ich dieses schreibe, ist ein solcher Spectakel zur größern Ehre und Verherrlichung einer reichen Familie in der syrischen Kirche von Putem-

pally los. Der Fest-Präsident ist ein reicher Syrer. Versteht sich, er muß das Fest der „Würde“ seiner Familie gemäß feiern. 200 Böller wurden aufgestellt, und seit fünf Tagen ist ein Schießen und Musciren im Gang, daß man nervös werden könnte, selbst wenn man eiserne Nerven hätte. Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein wird getrommelt, muscirt und geschossen. Letzte Nacht dauerte es bis 1 Uhr. Nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeiten wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Die Inder wollen immer glänzen und groß dastehen. Seitdem die Syro-Malabaren einheimische Bischöfe erhalten haben, tritt dieser Zug noch widerlicher hervor. Daher sind auch Berichte von ihrer Seite her mit großer Vorsicht aufzunehmen. Leider muß ich auch sagen, daß unter den Lateinern eine ähnliche Agitation für einheimische Bischöfe begonnen hat. Man muß unter den Leuten gelebt haben, und man muß sie einzeln persönlich kennen und sie beobachtet haben in all ihrem Thun und Lassen, besonders wenn und wo sie sich selbst überlassen sind, um mit vollster Ueberzeugung zu sagen: die Inder sind noch lange nicht reif, sich selbst zu regieren.“

Das indische Kastenwesen und die Hindernisse des Christenthums. Das in obigen Zeilen ausgesprochene scharfe Urtheil trifft hauptsächlich die goanesischen Christen und stimmt insofern mit demjenigen anderer Missionäre leider nur zu sehr überein. Auch der hochwürdigste Bischof von Poona, Msgr. Verderlinden S. J., hält in seinem letzten Hirtenschreiben den Gläubigen eindringlich ihre Pflicht vor, durch Gebet und thatkräftige Unterstützung an der Evangelisirung Indiens mitzuwirken und nicht alle Hilfe von Europa zu erwarten. Eingehend bespricht der Bischof die enormen Schwierigkeiten, die das indische Heidenthum dem christlichen Glauben entgegensetzt, so daß dessen Fortschritte zu den großen aufgewandten Opfern und Mühen in keinem Verhältniß stünden.

Die Bekehrten gehören zudem meist den niedern Kasten an, was für die stolzen Hochkasten einen neuen Grund bildet, sich vom Christenthum fernzuhalten, indem sie ihre Vorurtheile und Verachtung gegen die niedern Kasten auf die Religion übertragen, welche sich derselben annimmt und aus ihnen sich rekrutirt. Die christliche Auffassung, nach welcher alle Menschen ohne Rücksicht auf Stand und Herkunft gleichberechtigte Brüder in Christo sind, will dem stolzen Kastenmenschen nicht eingehen.

Dieses uralte Kasteninstitut hat seine Wurzeln so tief in die gesamten socialen und religiösen Verhältnisse und Anschauungen des indischen Volkes eingesenkt, daß seine gewaltsame Abschaffung eine unerhörte Revolution bedeutete. Die britische Regierung hütet sich darum auch wohl, direct dagegen anzugehen. Mittelbar aber thut sie doch viel, um wenigstens die scharfen Ranten abzuglätten; auf der Eisenbahn, in den Comptoirs u. s. w. wird auf Kastenvorurtheile keine Rücksicht genommen; die europäische Bildung, die freilich erst einen verschwindend kleinen Bruchtheil der Bevölkerung in ihren Bereich gezogen hat, thut das übrige. Als Hauptgegner des Kastenthums tritt natürlich die christliche Kirche auf. Daher ist sie den Brahminen, denen die alten Anschauungen am meisten zu gute kommen, und die als „Göttersöhne“ stolz auf alle andern Menschen herabsehen, so verhaßt. Sie fühlen sehr wohl, daß ihr Einfluß in dem Grade an Boden verliert, als das Christenthum gewinnt. Dementsprechend thun sie alles, um dessen Wachsthum zu hindern und die alten Kastenvorurtheile aufrecht zu erhalten. Die Furcht, „ihre Kaste zu verlieren“ und damit als Geächtete von all ihren bisherigen Freunden und Verwandten verstoßen zu

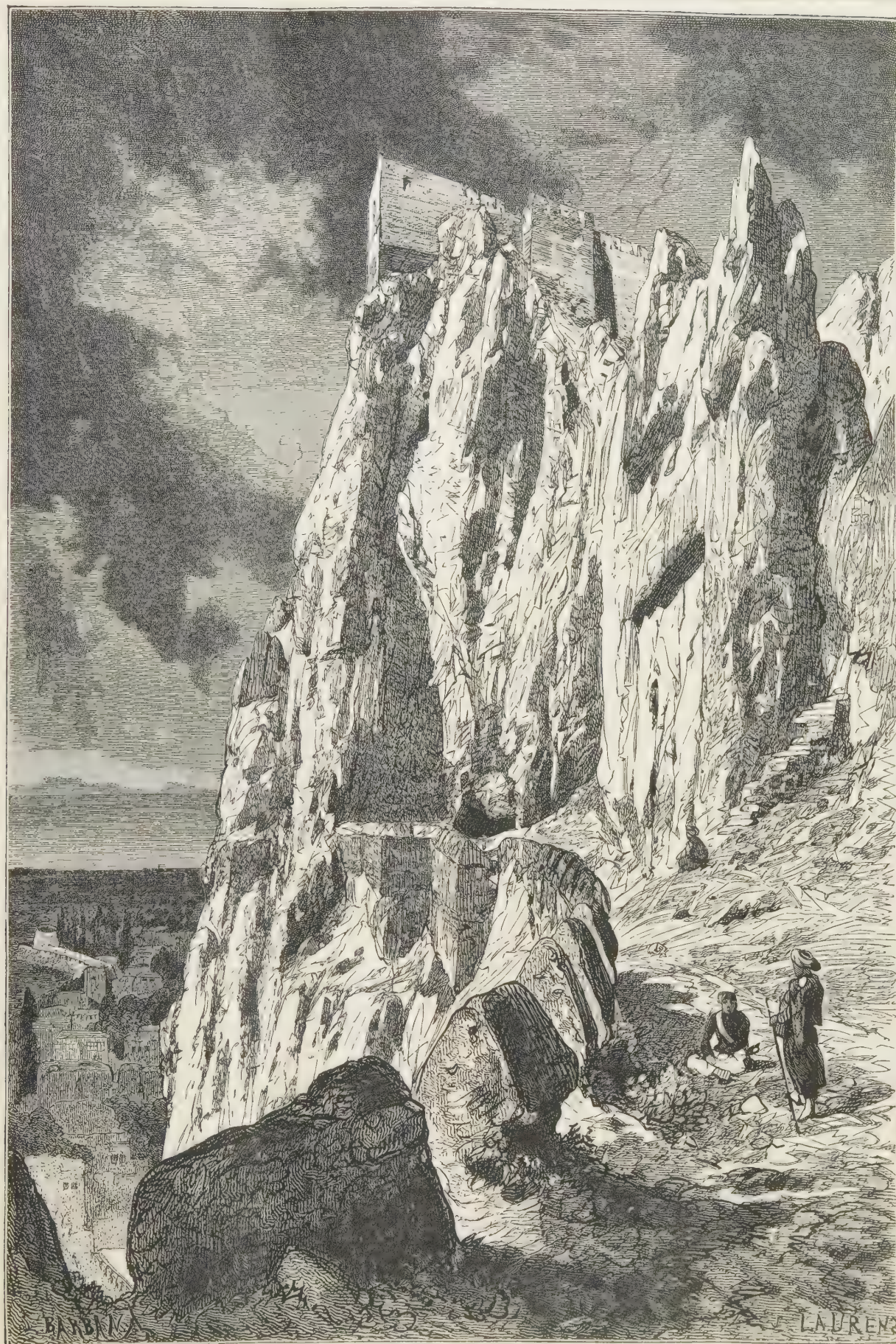


Bergen. (S. 130.)

werden, schreckt darum Tausende von Mitgliedern höherer Kasten ab, den Schritt zu wagen und Christen zu werden, selbst wenn sie von der Wahrheit der christlichen Religion ganz überzeugt sind. Die Befehrung Indiens im großen kann nur die Frucht einer jahrhundertelangen opfervollen Missionsarbeit sein, die aber durch die indifferente Stellung der britischen Regierung, durch die unglückselige Gegenarbeit der protestantischen Secten und durch den schreienden Mangel an Priestern und Geldmitteln leider außerordentlich erschwert wird. Und doch muß und wird Indien noch einst christlich werden.

Diöcese Dacca (Ost-Bengalen). Der Orkan im Nordosten des bengalischen Meerbusens. Wieder sendet uns der Bischof von Dacca, Msgr. P. J. Hurth, ein deutscher Landsmann, eine Trauerbotschaft: „Hier scheint uns der liebe Gott aufs äußerste prüfen zu wollen. Auf das Erdbeben ist eine neue Heimsuchung gefolgt, welche zwar einen engeren Landesstrich getroffen (unsere ganze Mission), aber dort noch entsetzlicher gehaust hat als anderorts das Erdbeben. In der Schreckensnacht vom 24. auf den 25. October wurde Chittagong durch einen Orkan verwüstet. Die Regierungsberichte, welche solche Begebenheiten bekanntlich stets zu verkleinern suchen, geben zu, daß bedeutend über 12000 Menschen in dem Sturme umgekommen sind, und daß eine volle Million Menschen obdachlos auf den verwüsteten Gefilden umherlagern. Diese Menschen sind auch auf ein Jahr brodlos geworden; denn die hier alles in sich schließende Reisernte wurde etwa drei Wochen vor der Einheimisung vernichtet. Mehrere Dörfer an der Küste wurden mit Haus und Mann weggespült, in vielen andern ist kein einziges Haus stehen geblieben. In der Stadt Chittagong (etwa 40000 Einwohner) ist kein Duzend Gebäude mehr bewohnbar. In Rangamattia (15000 Einwohner) wurden sämtliche Häuser zerstört.

„Der Sturm tobte von 8 Uhr abends bis 1 Uhr morgens. Ich selbst verbrachte diese Nacht auf einem Schiffe auf dem Meerbusen, und nächst dem Schutze Gottes ist es der Erfahrung und Vorsicht des Kapitäns zu danken, daß wir der Gefahr entkommen sind; denn auf dem Meerbusen eben bildete sich der Orkan. Als wir uns am nächsten Tage der Stadt Chittagong näherten, fanden wir die See, jetzt merkwürdig ruhig, meilenweit hinaus mit allen möglichen Trümmern bedeckt; Heu- und Reisstroh-Massen, Häuserdächer, Möbel jeder Art, Schiffe aller Größen, Thierkörper und menschliche Leichname bildeten eine Decke auf dem fast regungslosen Wasser und machten die Grenzlinie zwischen Wasser und Land unkenntlich. Am Ufer waren alle für die Schiffsahrt angebrachten Merkmale verschwunden, und unsere Einfahrt in den Flußhafen mußte auf den folgenden Tag verschoben werden. Als wir dann endlich einfuhren, zeigte sich uns zu beiden Seiten das Bild totaler Verwüstung. Mit größter Vorsicht mußten wir zwischen schwer beschädigten oder vollends zertrümmerten Handelschiffen unsern Weg suchen und langten erst gegen



Das Schloß von Wan. (S. 131.)

Abend bei der zerstörten Stadt an, wo sich uns die ganze Größe des Unglückes vor Augen stellte. In Anbetracht des unter dem Volke herrschenden unbeschreiblichen Elendes wage ich kaum der an Missions-eigenthum erlittenen Verluste zu erwähnen, obwohl dieselben groß, ja recht schmerzlich sind. Die Masse des Volkes ist ohne Obdach, ohne Nahrung und Kleidung; die Nächte sind feucht und kalt, — ja peinlich kalt für diese fast blutlosen Kinder der Tropen; Krankheit ist ausgebrochen und haust fürchterlich. Fürwahr, Gottes Hand ruht schwer auf diesem Lande und Volke. Das gegenwärtige Jahr scheint bestimmt zu sein, in der Geschichte dieses Landes als das Unglücksjahr recht hoch hervorzuragen. Daß diese neue Heim-suchung mir persönlich größern Schmerz und Kummer verursacht hat, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Solchem Elende, und dann solcher Gelegenheit, zum Heile der Seelen und zum Frommen unserer heiligen Religion zu wirken, mittellos gegenüber zu stehen, das ist fürwahr eine schmerzliche Lage. — Eine Kirche zerstört, eine andere stark zerrüttet, eine Priesterwohnung arg beschädigt, eine Klosterschule theilweise zertrümmert, — diese An-liegen seien der wohlwollenden Fürsorge der Redaction der „Katho-lischen Missionen“ empfohlen.“

Portugiesisch-Ostafrika.

Kirchlich religiöses Leben in Lourenço Marques. Dieser wichtige Hafenort an der herrlichen Delagoa-Bai ist in letzter Zeit wiederholt in den Vordergrund des Interesses getreten.

Aus einer Reiseschilderung Dr. Kolbe, eines hervorragenden katholischen Publicisten im Kapland, entnehmen wir die folgenden Eindrücke über die kirchlich religiösen Verhältnisse der Stadt. Während sie die unerquicklichen Schattenseiten der portugiesischen Wirtschaft offen eingestehen, bringen sie doch auch die Lichtseiten zur Geltung.

Zunächst empfand Dr. Kolbe in Lourenço Marques schmerzlich den Mangel ordentlicher Lehranstalten. Für die Kinder der armen Bevölkerung bestehen zwar mehrere Schulen, für die Knaben der bessern Stände ist nichts vorhanden. Traurig scheint es auch mit der Sittlichkeit der portugiesischen Beamten zu stehen.

Als Handelsstadt blüht Lourenço Marques herrlich empor. Der prächtige Hafen bietet dafür alle nur wünschenswerthen Vortheile. „Ueberhaupt muß man nicht denken,“ so schreibt unser Gewährsmann, „daß die Portugiesen nichts taugten, weil ihre Art mit der unsrigen nicht allervogen übereinstimmt. Sie haben noch eine bedeutende Zukunft in Ostafrika vor sich, wenn sie nur die Gelegenheit wahrnehmen. Selbst in Bezug auf die Religion, von welcher auf den ersten Blick kaum ein Lebenszeichen sich findet, und in Bezug auf die Sittlichkeit, die gleichfalls sehr danieder zu liegen scheint, stehen für denjenigen, welcher unter die Ober-fläche zu blicken versteht, erfreuliche Ueberraschungen bevor.“

Das Stadthospital ist durch seine Reinlichkeit und treffliche Ein-richtung ein Muster. Zwar untersteht es, wie alles andere, der Regierung. Allein die St. Josephs-Schwestern von Clugny haben doch freie Hand und wirken vorzüglich. Alle, mit Ausnahme zweier Irländerinnen, sind Französinen. Hier zeigten sich so recht die traurigen Folgen des Klostersturmes in Portugal, das nun von andern Nationen seine Kranken- und Lehrschwestern borgen muß.

Bloß zwei ständige Priester sind in Lourenço Marques thätig. Der eine ist der von der Regierung angestellte Geistliche und als solcher portugiesischer Staatsbeamter, der andere, Kaplan im Spital und Kloster und Lehrer, wird nur geduldet, nicht officiell anerkannt. Eine einzige Kirche, die vielleicht 300 Menschen fassen kann, steht

für den Gottesdienst geöffnet. Hier ist bloß einmal des Sonntags heilige Messe. Die dabei Versammelten sind hauptsächlich Soldaten und Kinder, und der Raum ist nicht übermäßig gefüllt. „Die Portugiesen“, schreibt Kolbe, „sind zwar ihrem Glauben leidenschaftlich ergeben und stolz auf den Namen eines Katholiken, setzen aber den Glauben nicht ernstlich in die Praxis um. Der gegenwärtige Statthalter, so wurde mir in allem Ernste bemerkt, ist ein vortrefflicher Katholik, er geht fürs gewöhnliche in die Messe. Nun ja, unter Blinden ist der Einäugige König. Freilich darf man nicht übersehen, daß, wo durch irgend welche Ursachen (z. B. lang-jährigen Priester-mangel) die gewohnheitsmäßige Vernachlässigung der äußern Christenpflichten sich einmal festgesetzt hat, man das Volk nicht nach dem strengen Standpunkte der geordneten Ver-hältnisse in der Heimat beurtheilen darf. In seiner Art war der Gottesdienst erbaulich und eindrucksvoll. Zuerst traten in das Chor die Altarknaben, dann sechs Soldaten mit gezogenem Säbel, dann der Statthalter und schließlich der amtirende Geistliche. So gehen, wie das in Portugal nun einmal Herkommen ist, Staat und Kirche Hand in Hand. Die Soldaten stellten sich zu beiden Seiten des Heiligthums auf und bildeten so eine Art Ehrenwache des heiligsten Sacramentes. Das Commandowort klang gleich-zeitig mit dem Schall des Wandlungsglockleins und wurde so zu einer militärischen Huldigung des Herrn der Heerschaaren. Während der ganzen Messe spielte die Militärmusik von der Galerie herab. Sie erschöpfte zunächst ihr ganzes Repertorium von heiligen Weisen und füllte dann die übrige Zeit mit allerlei Stücken aus, die jedenfalls nicht für den Gottesdienst componirt waren. Nun, sie gaben, was sie hatten, um die Feier zu heben, und ich dachte unwillkürlich an ein Gasthof-Plakat im fernen (amerikanischen) Westen: ‚Bitte, den Klavierspieler nicht niederzuschießen. Er thut sein Bestes.‘ Die große Mehrzahl der Soldaten — alle kohl-schwarz — benahmen sich recht ehrerbietig. Unsere irischen Sol-daten würden sich nicht besser gehalten haben, und doch mußten ihre schwarzen Kollegen hier während des ganzen Gottesdienstes abwechselnd stehen oder knien. Kurz, alle Anwesenden hatten sich offenbar eingefunden, um zu beten; es war für sie mehr als die Erfüllung einer gewohnheitsmäßigen Formalität. Gewiß, es war nicht nach englischem Stil, aber ich verließ die Feier mit einer entschieden bessern Meinung von den Katholiken von Lourenço Marques.“

Westafrika.

Apostol. Präfectur von Ober-Simbebasiën. Die Missions-station von Caconda war früher bloß als Missionsprocur gedacht, hat sich aber inzwischen zu einer blühenden Niederlassung entwickelt. Nur durch nützliche Arbeit kann der Neger zum Christenthum erzogen und civilisirt werden. Das ist der leitende Grundsatz unserer katholischen Missionäre und besonders auch der Väter vom Heiligen Geist, die hierin als Vorbilder dienen. Er hat sich auch in Caconda bewährt. Mit einem Waisenhaus wurde begonnen. Die guten Kleider der Missionskinder fielen den an-dern jungen Negern in die Augen. In Hosen und Schuhen und einem langen Hemde, das am liebsten über den Beinkleidern wehend getragen wird, einherzustolziren, ist das Höchste für einen Neger. Nun in der Mission lernte man das alles und noch mehr selber verfertigen, und durch solche Kunstfertigkeit sich seinen Lebens-unterhalt gewinnen; das zog an. Eine Arbeitsschule wurde mit 20 jungen Schwarzen eröffnet. Sie und die 85 Waisenkinder stehen unter dem milden Regiment des P. Niedlinger. Die Neu-

ankömmlinge sind bei ihrem Eintritt in die Anstalt sehr verwildert und voll böser Gewohnheiten, welche die Kinder in ihrer heidnischen Umgebung gelernt haben. Aber einmal unter christlichen Einfluß gebracht, sind sie nach wenigen Monaten schon wie umgewandelt und verlangen dann meist selbst die heilige Taufe, um der Segnungen des heiligen Glaubens, den sie inzwischen kennen gelernt, theilhaft zu werden.

Die so erzogenen Kinder bilden den Kern der christlichen Negerdörfer, die sich um die Stationen von Caconda, Cubango, Bihe, Bailondo bilden, und den Kern bei Gründung neuer Stationen.

Meist heiraten die Jüngens gleich nach Verlassen der Station. Um für sie christliche Frauen bereit zu haben, wurde 1 km von der Station eine entsprechende Anstalt für Mädchen — jetzt 98 an der Zahl — unter Leitung von fünf St. Josephschwwestern von Clugny errichtet. Damit in diese jungen Haushaltungen ein echt christlicher Geist hereinkomme, muß vor allem die Mutter als gute Christin erzogen sein. Das verstehen die Schwestern vortrefflich; ihre Mitarbeit ist auch hier eine unschätzbare. Ein bißchen ungemüthlich wird das Missionsleben in Caconda durch die vielen wilden Thiere gemacht, die im nahen Urwald haufen. Der Löwe ist hier sehr häufig und drang schon wiederholt in die Station ein, um sich einen Ochsen, eine Ziege, ein Schaf oder Schwein zu holen. 1896 drang eine dieser gefährlichen Bestien bis zur Thüre des Mädchenschlafsaaes vor; doch wachte die himmlische Mutter über ihren schwarzen Kindern. Zum Ersatz tödtete der kühne Räuber tags darauf acht der besten Ochsen. Da die Ortschaften meist durch Wälder getrennt sind, so muß man auf jedem Ausflug gefaßt sein, einem dieser Gefellen zu begegnen. P. Niedlinger sieht denn auch bei solchen Gelegenheiten recht martialisch aus: hoch zu Ochs, auf der einen Seite das Gewehr, auf der andern das Taufwassergefäß, vorn oder hinter sich den Arzneikasten. Das ist ein Bild, das nicht ganz mit der üblichen Darstellung der heiligen Apostel stimmt. Aber ein echter Apostel ist er doch. Selten kommt er von einer Ausfahrt zurück ohne eine Eroberung für den Himmel. Im letzten Jahre hat er allein 350 sterbende Kinder getauft. Die schwarzen Eltern lassen dies gern geschehen. Ja sie bieten selbst ihre Kinder zur Taufe an, und sie würden auch selbst sofort dazu bereit sein, wenn sie so fortfahren dürften, nach Belieben Frauen zu nehmen und wieder zu entlassen. Diesen eingefleischten alten Heiden gilt es gleichviel: ein Gott oder zwei; auch den Fetisch und ihren Aberglauben würden sie wohl preisgeben, aber nur eine Frau nehmen und behalten statt ihrer sechs bis zehn, nein, das ist zu viel verlangt. Mit diesen Polygamisten ist daher nicht viel anzufangen, als höchstens in der Sterbestunde. Trotzdem gehen die Missionäre Aehren lesend von Hütte zu Hütte. Aber die Kinder müssen hier abgesondert werden, sonst kommt nichts Solides heraus. In den letzten zwei Jahren ist in Caconda eifrig gebaut worden. Die Station bildet ein großes Viereck, das aus acht verschiedenen Gebäuden besteht. Die Kapelle, 30 m lang, 12 m breit und 5 m hoch, aus Luftziegeln gebaut und mit Zink gedeckt wie die übrigen Bauten, war zwar ganz gut, aber viel zu eng. Man beschloß, zur Ehre Gottes eine ordentliche Kirche zu errichten. Da wegen des Regens bloß sechs Monate gebaut werden kann, so mußte jeder mit Hand anlegen und sich mit dem Maurer- und Zimmermannshandwerk vertraut machen. Mit dem größten Eifer wurde geschafft und in 2½ Monaten stand die 0,70 m dicke Mauerchale fertig. Die rundbogigen Portale und Fenster, Glockenthurm und Chorgewölbe, der halbkreisförmige Chorabschluß, der große

Triumphbogen am Choreingang, die ihn tragenden Pfeiler, die Galerie, all das waren Neuheiten, die man mit der Zerbrechlichkeit unseres Baumaterials für unvereinbar gehalten. Aber alles ist glücklich zu stande gekommen, und nun kündet das Kreuz auf der Spitze weithin der Umgebung an, daß für sie eine neue Aera begonnen hat. Auf Weihnachten 1896 fand die feierliche Einweihung statt. Alle Sobas (kleine Könige) der Gegend waren eingeladen worden und stellten in guter Anzahl sich ein. Auch der portugiesische Commandant der Festung und alle Notabilitäten von Caconda erschienen. 11 Uhr abends begann die Feier. Die Kirche strahlte in voller Beleuchtung. P. Niedlinger spielte einen Festmarsch auf dem Harmonium. Das heilige Opfer begann. Der Gesang von über 200 Stimmen begleitete es. Es war eine der schönsten Messen von Battmann. In manchen Augen standen Thränen. In ähnlicher Weise wurde auch das letzte Frohnleichnamsfest so großartig als möglich gefeiert. Der Commandant, Herr d'Almeida, stellte die ganze Garnison zur Verfügung. Er selbst erschien in Galauniform mit militärischem Gefolge. Bei der Wandlung tönte das Commando: „Kniel nieder, präsentirt.“ Bei der Procession trugen die Bornehmsten des Ortes den Baldachin. Kurz, es war herrlich. Zum erstenmal seit 250 Jahren, d. h. seit den Tagen der alten Jesuiten- und Kapuzinermision, feierte der eucharistische Heiland wiederum diesen Triumph, umflungen vom Gesang von Hymnen, Psalmen und frommen Liedern, die das Echo des nahen Urwalds weckten.

Südamerika.

Brasilien. Die Kapuziner in der Diocese S. Luiz-Maranhao-Pianhy. Hier wirkten nach dem Berichte des Obern P. Carlo de S. Martino 1896/1897 12 Patres und 5 Brüder aus der Provinz des hl. Karl von Mailand. Zweck der Mission ist auch hier (siehe Januarheft S. 75 ff.), der schreienden Priesternoth etwas wenigstens abzuheffen. Von drei Hauptstationen aus arbeiten die Kapuziner an dieser schwierigen Aufgabe.

1. Die Residenz Carmel in der Haupt- und Bischofsstadt S. Luiz da Maranhao. Sie zählt 7 Patres und 2 Brüder. „Die Patres“, so spricht sich der Bischof Don Antonio Candido da Alvarenga in einem Bericht nach Rom über deren Thätigkeit aus, „wirken in dieser Stadt unermüdet durch Predigt, Sacramentspendung, Christenlehre und die würdige Feier des Gottesdienstes. Ihre Kirche ist eine der besuchtesten der Stadt, dabei leisten die Patres den übrigen Seelsorgern aus dem Weltklerus große Hilfe, und all dies thun sie ohne jeglichen irdischen Lohn.“ Ihre Thätigkeit in der Stadt umfaßt die Seelsorge in drei Kirchen, in den Gefängnissen, im Aussätzigenhospital und die Leitung eines Exercitienhauses. Sie sind auch die berufenen Kirchhofs-Kapläne, da fast alle Begräbnisse ihnen zufallen. Außerdem unternehmen die Patres von S. Luiz regelmäßig apostolische Ausflüge in der Umgegend, um Volksmissionen abzuhalten. Beispielsweise gab der eine P. Marcellus auf einer solchen Rundfahrt Missionen in neun Ortschaften und hielt in etwa 100 Tagen 200 Predigten, taufte 1386, firmte 40 237, reichte 33 517 die heilige Communion, dazu noch 2662 Erstcommunicanten, und segnete 1004 Ehen ein. Aehnlich die andern Patres. Die gesamte Arbeitsleistung dieser acht Patres im Berichtsjahre waren 1116 Predigten, 5540 Taufen, 86 228 Firmungen, 86 745 Communione, 2643 Trauungen, 510 letzte Oelungen, 140 Begräbnisse.

2. Die Residenz von Barra do Corda mit 2 Patres und 2 Brüdern. Sie ist von der Hauptstadt einzig auf einer

15 Tagereisen dauernden, sehr beschwerlichen Schifffahrt zu erreichen, die zudem nur während einiger Monate des Jahres möglich ist. Das Städtchen mit 2500 Einwohnern und der weite umliegende District — 300 km im Durchmesser — hat sonst keinen Seelsorger und ist ganz allein auf den Seeleneifer der guten Patres angewiesen. Da bei den Entfernungen, schlechten Wegen und der Armut der weit zerstreuten Schäflein ein regelmäßiger Kirchenbesuch unmöglich ist, so wandert P. Zaccaria, dem dieser Theil der Arbeit zugefallen, zweimal im Jahre fast von Hütte zu Hütte, um den armen Leuten die Segnungen der heiligen Religion wenigstens von Zeit zu Zeit zu bringen, sie durch seinen Besuch zu trösten und vor allem durch sein Beispiel der Entfagung und Selbstverläugnung zu erbauen. Gott hat denn auch seine Arbeit ähnlich wie die seiner Mitbrüder gegnet.

3. Die Residenz von Altoalegre, von Barra do Corda eine Tagereise zu Pferd entfernt, ist von 2 Patres und 1 Bruder besetzt. Sie nimmt sich namentlich der in den umliegenden Waldgebieten noch zahlreichen Indianer an, um sie allmählich in den Bereich der Religion und Civilisation zu bringen. Mehrfach kamen die Missionäre bei diesen mühseligen Ausflügen in Lebensgefahr. Um die Wilden zum Ackerbau und Gewerbe anzuleiten, wurde wenigstens der Anfang einer landwirtschaftlichen Schule gemacht, während zwei fromme Matronen sich der Indianerfrauen und Mädchen annehmen. Daneben widmen sich die Patres auch hier dem Werke der fliegenden Volksmissionen und mußten außerdem auf Befehl des Bischofs noch die Verwaltung der großen Pfarrei Grajahu übernehmen, deren Seelsorger erkrankt war.

So in kurzem Auszug der Bericht des Obern.

Fassen wir schließlich die Gesamtleistung dieser 12 Patres und 5 Brüder in eine statistische Uebersicht, so ergibt sich folgendes Bild. Residenzen 3, Kirchen und Kapellen 15, Colleg 1 mit 25 Zöglingen, Elementarschulen 2 mit schwankender Kinderzahl, Bruderschaften 2 mit 688 Mitgliedern, Mitglieder des Dritten Ordens 56. Tausen von Heiden 23, von Christen 6330, Firmungen 97191, Communionen 100771, Trauungen 2946, letzte Oelungen 540, Begräbnisse 840.

Jedes Wort zum Lobe dieser wackern Arbeiter im Weinberge des Herrn ist überflüssig. Die Statistik wirft aber nicht bloß helles Licht auf den Seeleneifer dieser Männer, sondern auch auf die unermessliche geistliche Noth, die noch immer in diesen in kirchlicher Hinsicht so traurig verwüsteten Ländern herrscht. Man erwäge, daß diese eine Diocese ein Gebiet von 761681 qkm (Oesterreich-Ungarn mit Bosnien 680551 qkm) umfaßt mit rund 780000 Einwohnern, darunter etwa 10000 Wilde, die in den schwer zugänglichen Waldgebieten und Flußthälern des Mearim, Grajahu, Pindare und Gurupe hausen. Und für dieses ganze Gebiet existirt ein Weltklerus, nicht so zahlreich, als jede größere katholische Stadt Deutschlands ihn besitzt. Aehnlich steht es in den andern Sprengeln; in der Diocese Manaus-Amazonas z. B., der

größten der Welt, hat der Bischof außer den seit kurzem dort thätigen Vätern vom Heiligen Geiste bloß neun Priester zur Verfügung. Im Lichte dieser Verhältnisse tritt das Verdienst der Kapuziner erst recht zu Tage.

Ecuador. Aus der „Republik des göttlichen Herzens“ gehen uns einige Berichte zu, die unsere frühern Ausführungen über die Lage des unglücklichen Landes ergänzen und beleuchten.

Während eine Reihe von Ordensgenossenschaften durch die letzten Stürme vertrieben wurde, sind die Jesuiten merkwürdigerweise noch geblieben und wirken in ihren Anstalten ziemlich ungestört weiter. Sie haben ihr Studienhaus in Piso (La Concepcion) sogar trotz der unruhigen Zeiten erweitert und mit ganz modernen Errungenschaften ausgestattet. Die Wasserkräfte, die zur Verfügung stehen, sind in Dienst genommen, um eine Mühle, eine Sägemühle und eine Elektro-Dynamomaschine zu treiben, welche letztere das ganze große Haus bis in die einzelnen Zimmer mit herrlichem elektrischen Lichte versieht. Die Einrichtung erregt

allgemeine Verwunderung, und selbst von Quito kommen zahlreiche Besuche, um sich die Sache anzusehen. Die Hauptstadt muß sich nämlich nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen, das elektrische Licht einzuführen, immer noch mit Kerosin-Beleuchtung begnügen.

Ueber die blutigen Vorgänge in Riobamba (Jahrgang 1887, S. 279 ff.) erfahren wir folgende genauere Aufschlüsse. Die im großen und ganzen noch gut katholische oder „conservative“ Bevölkerung der Stadt war entrüstet über die schmachvolle Behandlung, welche die radicale Regierung ihrem Bischof als „Verräther und Verschwörer“ angedeihen ließ.

Eine kleine entschlossene Schar beschloß, gegen die in der Stadt liegenden radicalen Truppen einen kühnen Handstreich zu führen, in der Hoffnung, daß die ganze Bevölkerung sich wie ein Mann erheben würde. Durch eine kleine Abtheilung von außen herbeigezogener Verbündeter verstärkt, besetzten sie während der Nacht, ohne Vorwissen der Patres, die sehr günstig gelegene Terrasse des Jesuitencollegs und begannen von hier aus am frühen Morgen den Kampf gegen die in der Nähe liegenden radicalen Truppen. Erschreckt fuhren die Einwohner des Collegs aus dem Schlafe und erkannten sofort die Gefahr, in welche die kühne Unbesonnenheit der Conservativen sie geführt. Dieselben wurden nach heftigem Widerstande besiegt, und nun stürmte die radicale Soldateska in wilder Wuth das Colleg. Das übrige kennen unsere Leser.

Natürlich bot der Vorgang den Radicales einen willkommenen Anlaß, die Jesuiten der Verschwörung zu bezichtigen, und eine Reihe ihrer Deputirten in Quito verlangten unter den heftigsten Ausfällen gegen den Orden dessen Austreibung aus dem Lande. Dagegen aber erhob die katholische Bevölkerung von Quito, namentlich die vornehmen Klassen, entschiedenen Protest. Die angesehensten Herren und Damen der Stadt begaben sich persönlich zum Prä-



Katholische Kapelle in Hartstad auf der Insel Hindö. (S. 130.)

sidenten General Alfaro. Dieser stellte sich auf ihre Seite, und der Sturm wurde beschwichtigt.

Auch in Riobamba trat die Ruhe bald wieder ein. Nach vierzehntägiger Gefangenschaft wurden die Patres freigelassen, zogen unter dem Jubel der guten Katholiken ins Colleg und nahmen den Unterricht wieder auf. Die Schüler hatten ihnen während der ganzen Zeit die rührendsten Zeichen der Anhänglichkeit gegeben und erhielten zum Lohne einen extrafreien Tag. Freilich kann der Sturm bei den unsichern Verhältnissen jeden Augenblick wieder losbrechen. Die dunkle Wolke, die über den katholischen Erziehungsanstalten hängt, ist das in Aussicht stehende neue Unterrichtsgesetz. Danach würden unter anderem Latein und Griechisch vom Schulprogramm gestrichen und jeder Anstalt ein von der Regierung angestellter Rector und zwei Inspectoren angesetzt. Damit wären die Jesuitenschulen unmöglich gemacht. Doch wird auch in Ecuador nichts so heiß gegessen als gekocht. Uebrigens haben sich den Patres anderswo günstige Aussichten eröffnet. In Pasto (Nou-Granada) ist ein großes Colleg mit einem abgeschlossenen Studiengang von den Gymnasialfächern bis zur Philosophie und Theologie hin auf im Werden. Pasto ist von Quito aus verhältnißmäßig leicht zu erreichen und daher auch von dorthier Zuzug zu hoffen. Ein anderes Colleg steht in Arequipa (Peru) in Aussicht. Die Anerbieten sind günstig, und der augenblickliche Präsident von Peru, Pierola, der Gesellschaft Jesu geneigt. Die peruanischen Knaben sind gut veranlagt, aber vernachlässigt und daher leicht verdorben. Eine solche Anstalt wäre eine Wohlthat für das Land.

Die Rapo-Mission unter den Indianerstämmen am obern Marañon (Provinz del Oriente), die so viele Opfer gekostet hatte und so vieles versprochen, ist schon vor einem Jahre dem Haß des Statthalters Sandoval zum Opfer gefallen. Unter allerlei lügnerrischen Vorwänden mußte er vom Präsidenten Alfaro die Austreibung der hier thätigen Jesuitenmissionäre zu erwirken. Sämtliches Missionseigenthum wurde confiscirt und die Ausweisung in brutaler Weise ausgeführt. Auch die Schwestern vom Guten Hirten, die in Archidona, im Hauptort der Mission, eine Schule für Indianermädchen leiteten, mußten weichen. Die armen Indianer

sind wieder aller geistlichen Hilfe bar und ganz der rücksichtslosen Ausbeutung der Kolonisten preisgegeben. Sowohl Patres als Schwestern führten einen Theil der von ihnen erzogenen Kinder mit sich nach Quito, um ihre Ausbildung zu vollenden.

Zum Ersatz übernahmen die Patres die Indianermision von Zambiza, 8 Meilen nördlich von Quito. Hier wohnen noch etwa 5000 Indianer, die zwar getauft, aber ganz vernachlässigt sind.

Einem andern Schreiben entnehmen wir noch folgende Angaben, die etwas Licht in die wirren, uns kaum verständlichen Zustände werfen. „Die gegen den Clerus gerichtete Verfolgung ist nicht, wie Sie vielleicht sich vorstellen, eine offene. Sie besteht vielmehr in einer Reihe kleinlicher Placereien, die hie und da

zu Brutalitäten sich steigern, aber nicht (wenigstens nicht direct) von der Regierung ausgehen. So wurde z. B. die bei der letzten Nationalversammlung vorgeschlagene Trennung von Kirche und Staat niedergestimmt, und der Unterricht in der katholischen Religion bleibt in den öffentlichen Schulen (vorderhand wenigstens) noch obligatorisch. Die officielle Theilnahme der Regierungsbeamten an gewissen religiösen Feierlichkeiten, wie sie von Garcia Moreno eingeführt worden, dauert fort, und so konnte man während der beiden letzten Jahre General Alfaro und sein ganzes Cabinet dem



Alt-norwegische Kirche von Sol. (S. 130.)

feierlichen Gottesdienste am Palmsonntag, Gründonnerstag und Karfreitag in der Kathedrale, am Feste der seligen Marianne, der „Lilie von Quito“, in der Jesuitenkirche beiwohnen und an der feierlichen Frohnleichnamsp procession theilnehmen sehen.“ Das Volk im großen ist eben noch durch und durch katholisch, und darauf muß man Rücksicht nehmen. Allein unter der äußern religiösen Maske verbirgt sich nur schlecht der Geist des Unglaubens und der unduldsamen Verfolgung. Der Schreiber erinnert dann kurz an die Gewaltthaten der neuen, radicalen Regierung. Im September 1895 wurde der Palast des Erzbischofs nachts überfallen, der hohe Prälat mißhandelt und das Druckereimaterial des conservativen Organs ins Feuer geworfen. Kurz darauf folgte das Verbot, katholische Zeitungen zu veröffentlichen, während die radicalen Schmutz- und Heßblätter volle Freiheit behielten. Im Mai 1896 wurde eine Freimaurerloge in Quito eröffnet. Den

Truppen wurde freigestellt, gemeinschaftlich bei der Sonntagsmesse zu erscheinen und der Kirchenbesuch des Militärs ganz dem Belieben der Offiziere anheimgestellt. Im September 1896 wurden unter nichtigen Vorwänden die Anstalten der Christlichen Schulbrüder geschlossen, im December 1896 die Napo-Mission vernichtet. Es folgten der Reihe nach die Schandthaten, die wir früher berichtet, die Heze gegen Bischof Schuhmacher u. s. w. Im Mai 1897 kam die Vertreibung der Kapuziner aus Ibarra und der Salesianer aus Quito. Doch genug. Die Unduldsamkeit des modernen atheïstischen „Liberalismus“ ist überall dieselbe. Er predigt Freiheit, Duldung, Aufklärung und tritt, sobald und solange er die Macht in Händen hat, als rücksichtsloser Tyrann auf, der die heiligsten Rechte und Freiheiten mit Füßen tritt.

Oceanien.

Apostol. Vicariat der Fidjhi-Inseln. Die Maristen und die Mission der Salomons-Inseln. Schon früher (Jahrg. 1897, S. 117) haben wir kurz über die Wiederaufnahme dieser Mission und ihre schwierigen Verhältnisse berichtet. Der erste Versuch, bei diesen rohen Kannibalen das Kreuz aufzupflanzen, hat zwei Bischöfen und etwa 10 Missionären das Leben gekostet. Fast 50 Jahre lang wurden die ungaslichen Eilande nicht mehr bleibend von einem Priester betreten und verblieben in roher Barbarei, während auf den benachbarten Gruppen das Christenthum die schönsten Erfolge feierte.

Trotz der ungewöhnlichen Schwierigkeiten von Seiten der Bewohner, deren Blutgier ihnen den Namen „Menschenjäger“ und „Kopfschneider“ verdient hat, und des ungesunden Klimas haben die Maristen muthig den Entschluß gefaßt, den Versuch ein zweites Mal zu wagen. Der Apostol. Vicar der Fidjhi-Inseln, Msgr. Vidal, dem die neue Mission unterstellt wurde, ging nach Frankreich, um dort die Theilnahme für das Unternehmen zu wecken und in den Anstalten seiner Genossenschaft eine Schar muthiger Missionäre zu werben. 20 junge begeisterte Mitbrüder ließen sich anwerben. Fünf begleiteten den Bischof zurück nach den Fidjhi-Inseln, um möglichst bald als Vorposten den Zug nach den Salomonsinseln zu wagen; die übrigen vollenden erst noch ihre Vorbereitung. Mehrere auf Fidjhi bekehrte Salomons-Inulaner und zwei junge Fidjhi-Brüder wollen sich der ersten Abtheilung anschließen. Alles ist bereit mit Ausnahme der nöthigen Geldmittel. Da alles Nothwendige für die Bauten und erste Einrichtung mitgenommen werden muß und die Anschaffung eines kleinen Dampfers fast unerläßlich ist, so wird die Eröffnung der Mission sich recht kostspielig gestalten.

Aus verschiedenen Missionen.

Montenegro. Wie aus Cetinje gemeldet wird, hat Fürst Nikolaus erlaubt, eine katholische Kirche in der montenegrinischen Hauptstadt auf Staatskosten erbauen zu lassen. Erzbischof Milinovic hat dem Fürsten den Dank des Papstes für dieses Entgegenkommen gegenüber den religiösen Bedürfnissen der Katholiken in Montenegro übermittelt. Dieser Act der Großmuth dürfte wohl als eine Frucht des Ehebündnisses der montenegrinischen Fürstentochter mit dem Kronprinzen von Italien aufzufassen sein. — **Griechenland.** Die Civiltà Cattolica bringt eine ausführliche Darlegung der religiös-politischen Verhältnisse des Königreiches. Dank der Klugheit des ausgezeichneten katholischen Erzbischofs von

Athen und Apostol. Delegaten von Griechenland, Msgr. Cajetan de Angelis, der in hohen und niedern Kreisen, auch bei der Regierung sich der größten Hochachtung erfreut, gewinnt die katholische Kirche zusehends an Einfluß und Anerkennung. Bereits ist auch ein Katholik, der Syriote Herr Luigi Toman, ins Justizministerium aufgenommen. Die schöne Kathedraalkirche vom hl. Dionysius wird, zumal an Festtagen, auch von zahlreichen „Orthodoxen“, Laien und Clerikern, besucht, die aufmerksam den im reinsten Griechisch vorgetragenen Predigten des Erzbischofs lauschen. Das Lyceum Leoninum das nun in den schönen Neubau übergesiedelt ist (vgl. Jahrg. 1897, S. 84 f.), zählt 350 Schüler, darunter viele „Orthodoxe“. — **Kreta.** Auf der unglücklichen Insel herrschen trotz aller Bemühungen des „europäischen Concertes“ noch immer recht traurige Zustände. Dem Bericht eines P. Kapuziners von Ende 1897 entnehmen wir folgendes: Das Jahr war ein recht hartes. Die Patres thaten das Menschenmögliche, um den zahlreichen verarmten und dem Elend preisgegebenen Christen, katholischen und schismatischen, Hilfe zu bringen. Ihre Schulanstalten in Canea und Candia wurden in Zufluchthäuser verwandelt, wo die Obdachlosen unentgeltlich Kost und Unterkunft fanden. Die nöthigen Mittel bettelten die Patres selbst zusammen. Viele Arbeit verursachte ihnen auch dieses Jahr die Militärfeelsorge des internationalen Kriegsgeschwaders. Die zwei französischen und zwei italienischen Militärspitäler in Canea wurden regelmäßig besucht und den Kranken alle möglichen Dienste geleistet. In Retimo übernahm ein Pater die Sorge für etwa 120 katholische Polen, und er mußte sich zu diesem Zwecke erst noch die nöthigsten Kenntnisse der Sprache mit vieler Mühe aneignen. In Candia fanden sich allein 300 katholische Soldaten der englischen Besatzung. Im ganzen wurden in Candia, Canea, Retimo u. a. an 3000 Soldaten gepflegt. Zwei Josephschwwestern waren im französischen Spital von Sitia und zwei andere in den zwei Spitälern von Kaleppa thätig. Auf der Insel herrscht noch große Noth und Unordnung. Die Schultätigkeit ist gestört, die Theuerung sehr drückend. Der Heilige Vater, der Glaubensverein, das Oeuvre des Ecoles d'Orient und manche Wohltäter haben die Patres wirksam unterstützt. — **Japan.** Ueber die neue Kirche U. L. Frau von den Martyrern in Nagasaki, welche am 8. September v. J. feierlich eingeweiht wurde, erfahren wir nachträglich folgende Einzelheiten: Der schöne Bau in romanischem Stile (50 m lang, 15 m breit, 22 m hoch) liegt malerisch an den Klanken des Berges, auf dessen Höhen die 26 von Pius IX. canonisirten Martyrer am 5. Februar 1597 am Kreuze starben (siehe vor. Jahrg., S. 245 ff.), und beherrscht weithin die unten sich deh nende Hafenstadt und das blaue Meer. Die innere Aus schmückung ist prächtig, und die farbenfrischen Glasfenster aus Lyon, die Geheimnisse des Rosenkranzes darstellend, ein wahres Juwel. Die Feierlichkeit war Achtung gebietend. Ein Erzbischof, zwei Bischöfe, 35 europäische, 15 japanische Priester waren zugegen. Ein japanischer Priester, der hochw. Herr Fukahori, hielt die begeisterte Festrede, wies die Gläubigen mit Stolz auf ihre großen Vorfahren und forderte sie auf, würdig in deren Fußstapfen zu wandeln. Eine große Zahl hoher Beamten der verschiedenen Civil- und Militärbehörden war vertreten und folgte mit Interesse der ergreifend schönen Feier. — **China.** Jahresbericht 1896—1897 des von den holländischen Minderbrüdern verwalteten Apostol. Vicariats Süd-Schansi: Personal: 1 Bischof, 16 Ordenspriester, 3 chinesische Priester, 1 Laienbruder, 44 männliche, 14 weibliche Katecheten, 44 Schullehrer, 26 Schullehrerinnen. Schulanstalten: 1 Priesterseminar mit

5, 1 Knabenseminar mit 15 Zöglingen; Kinder in den Elementarschulen 768 Knaben, 424 Mädchen. Getaufte Christen 8753, Katechumenen 2082, Christengemeinden 167, Kirchen 23, Kapellen und Bethäuser 53. Getauft wurden 383 Erwachsene, 279 Kinder von Christen, 1384 Heidenkinder, gefirmt 398. Osterbeichten 5489, Andachtsbeichten 14954, Ostercommunien 4732, Andachtscommunien 16662, Trauungen 420, Letzte Oelungen 173, Predigten und Christenlehren für Christen 3081, für Heiden 7968. — **Philippinen.** Die Unterwerfung des Hauptführers der Rebellen, Emilio Aguinaldo, hat endlich am 23. December v. J. den lang ersehnten Frieden gebracht. Die Bitte des spanischen Statthalters, General Primo de Rivera, um Verstärkung läßt freilich die Zustände als noch nicht gesichert erscheinen. Gleichzeitig berief der General von Spanien Barmherzige Schwestern, die bei der Pflege der zahlreichen Verwundeten helfen sollten. Krieg, Brand, Erdbeben haben das arme Inselvolk in diesem letzten Jahre überaus hart mitgenommen. — **Hinterindien.** Die Verwüstungen, welche der Taifun in Nord-Cochinchina und nun auch in Süd-Tongking angerichtet hat, sind entsetzlich. Eine ganze Reihe von Missionskirchen, Priesterwohnungen und Anstalten liegt in Trümmern. In Süd-Tongking, wo der Taifun noch von einer Erdbebenfluth begleitet war, sind an 20000 Christen obdachlos. Die beiden Missionsbischöfe Mgr. Caspar und Pineau, beide vom Pariser Seminar, senden einen herzererschütternden Hilferuf. Beide Vicariate sind blühende Missionen, zählte doch Süd-Tongking nach dem letzten Jahresberichte 104884 Katholiken und hatte in dem Berichtsjahre allein 3434 Taufen Erwachsener, während Nord-Cochinchina mit 37193 Katholiken und 4226 Taufen Erwachsener glänzend dastand. Da thut eine so plötzliche Verheerung doppelt und dreifach wehe, und man begreift den bitteren Schmerz der armen Missionsbischöfe und Missionäre. — **Vorderindien.** Einem Brief aus Bombay vom 8. Januar entnehmen wir folgendes: „Die Pest ist hier wieder im Steigen.

1. Decembertwoche:	Pesttodte	83,	Gesamtzahl der Sterbefälle	706
2.	"	95,	"	785
3.	"	158,	"	835
4.	"	200,	"	975
5.	" bis 4. Jan.	302,	"	1061
		838		4362

„Die Ziffern der gesamten Todesfälle sind die zuverlässigern und 1061 Todesfälle in einer Woche etwa das Doppelte der sonstigen Durchschnittszahl. Bis jetzt ist unter der Bevölkerung keine Panik ausgebrochen. Sollte es dazu kommen, so weiß ich nicht, was geschehen wird; denn für alle Eingeborenen, sowohl die nach Bombay kommen als die heraus wollen, sind 10 Tage Quarantaine vorgeschrieben.“ Das Weitere ist Gott zu empfehlen. Das St. Franz Xaver-Colleg begann das neue Schuljahr (Januar) mit 1100 Zöglingen, also verhältnißmäßig günstig. — **Ceylon.** Der letzte Jahresbericht der Erzdiocese Colombo (Ob-laten der Unbefl. Empfängniß) zeigt wieder einen sehr erfreulichen Fortschritt. Taufen: Kinder katholischer Eltern 6901, protestantischer 42, heidnischer 471, erwachsener Heiden 1069, erwachsener Protestanten, die in die Kirche aufgenommen wurden, 725, Gesamtzahl 8608, gegen 7900 im Vorjahre. Trauungen 1724, Beichten 270763, Communien 256250, Firmungen 2125. Gesamtzahl der Katholiken mit Einschluß der Kinder 180992. — **Afrika.** Die Engländer rücken im Sudan stätig gegen

Chartum vor. 16000 Mann ägyptischer Truppen, eine Flottille von Kanonenbooten auf dem Nil und 3 britische Bataillone waren im Januar auf dem Wege. Gleichzeitig wurden von Kassala aus zwei Posten der Dermische, Es Sofijeh, etwa 100 Meilen westlich von der Festung in der Richtung nach Chartum, und Mugatta am Atbara-Fluß, fast ohne Widerstand genommen. Der Khalifa concentrirt seine ganze noch übrige Streitkraft in Omdurman und prahlt, daß er hier die ganze britisch-ägyptische Macht vernichten werde. Allein bereits jetzt herrscht der Hunger in der Stadt, und wenn kein Zwischenfall eintritt, dürfte bald der entscheidende Schlag kommen. Doch soll Negus Menelik, beunruhigt durch die britische Besetzung von Kassala, rüsten. Die Sudanbahn wird von Abu Hamed bis Ed Damer, an der Einmündung des Atbara in den Nil, verlängert werden. — Soeben kommt die Trauernachricht, daß P. Stanislaus Menyharth S. J. am Unter-Sambesi gestorben ist. Nähere Angaben fehlen noch. — Vom französischen Congo sendet der Apostol. Vicar Mgr. Carrie gute Nachrichten. In Loango allein wurden im Laufe des vorigen Jahres über 200 Taufen gespendet, die zum Theil dem Eifer der schwarzen Seminaristen zu danken sind. Sieben der ältern, welche ihre Studien schon fast vollendet haben, durchreisten regelmäßig in Gruppen die Dörfer der Nachbarschaft, hielten Christenlehre, pflegten und trösteten die Kranken, standen den Sterbenden bei und nahmen sich besonders auch der alten, ganz verlassenen Sklaven an, die man oft wie ein gefallenes Stück Vieh einfach in irgend einem Winkel ihrem Elend überläßt. Von Sette-Cama aus evangelisirte ein junger Missionär 16—17 Ortschaften auf den Inselchen der nahen großen Lagune. Auch wurde von neuem, wie es scheint, mit Erfolg, der Versuch gemacht, ins Land der Ivaramac, das bisher keinen Missionär geduldet, einzudringen. Bereits weilen einige Kinder des Stammes in der Mission, bestimmt, später die Apostel ihres Stammes zu werden. — In Onitscha am untern Niger fanden zahlreiche Uebertritte von protestantischen Eingeborenen statt, veranlaßt durch die Tactlosigkeiten einiger Prediger. Einer derselben, ein früherer Soldat, hatte die Taufe durch Untertauchen eingeführt. Er stellte sich selbst angekleidet in den Niger hinein, ließ die Täuflinge zu je 12 herantreten und tauchte sie unbarmherzig ins schmutzige Wasser. Viele nahmen wieder Reißaus, ehe der Prediger noch Zeit fand, die Taufformel zu sprechen. Eine Menge Volkes wohnte als Zeugen diesen Auftritten bei. Die Mißstimmung gegen die Prediger wurde durch deren giftige Ausfälle gegen die „Römlinge“ nur noch vermehrt. Zahlreiche Familien meldeten sich zum Uebertritt, und bereits haben viele Kinder die protestantische Schule mit der katholischen vertauscht. — Bei seinem Besuche in der französischen Kolonie am Senegal machte der französische Kolonialminister Lebou, ein Protestant, auch der katholischen Mission in Zies einen Besuch, sprach sich sehr anerkennend über die Väter vom Heiligen Geiste aus und legte dem Apostol. Vicar Mgr. Barthet im Namen der Regierung eigenhändig das Commandeurekreuz des „Schwarzen Sternes“ um. — **Nordamerika.** Der Stand der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten 1897 war folgender: 14 Erzbischümer, 72 Bischümer, 74 Bischöfe, 4 Titularbischöfe; Zahl der Priester 10752 (gegen 10348 im Vorjahr), wovon 8106 Welt- und 2646 Ordenspriester; Pfarrkirchen 5993 (1896: 5853); Missionen mit Kirchen 3677 (1896: 3638), Kapellen und Stationen 5189 (1896: 5393). Pfarrschulen 3438, die von 812611 Kindern besucht werden (1896: 3361 mit 796348 Kindern). 9 Universitäten und 107 Seminare mit 3964 (1896: 3681)

italienischen Salesianern geleiteten Aussätzigenkolonie von Agua de Dios, in Columbien, gewöhnlich „Stadt des Glendes“ genannt, befinden sich augenblicklich 1070 Aussätzige. Die Hoffnungen, die sich an die neue Kurmethode (Seroterapia) des Arztes Don Juan de Dios Carrasquilla aus Bogotá geknüpft hatten (vgl. Jahrg. 1896, S. 239), haben sich leider nicht erfüllt.

B. HERDER, 17 South Broadway, ST. LOUIS, Mo.

Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.

Nr. 5.

26. Jahrgang.

Juni 1898.

Die Schiffbrüchigen.

(Eine Erzählung für die Jugend. — Fortsetzung.)



9. Ein neuer Anschlag.

Wochen waren seit den eben erzählten Ereignissen vergangen, ohne daß auf dem Sant-Georg etwas Wichtigeres vorgefallen wäre. Redfox hatte Willy nicht mehr befohlen, mit ihm einen Mast zu besteigen. Selbst als das Schiff ohne sich zu bewegen auf spiegelklarer See lag und mit schlaffen Segeln auf Wind wartete, wollte er nicht erlauben, daß der Knabe über den Mastkorb emporsteige. „Wenn er wieder schwindelig würde und stürzte, würde er behaupten, ich hätte ihm einen Stoß gegeben,“ pflegte er mit hämischen Blicken zum Steuermann zu sagen, dem er übrigens, wo er es nur konnte, aus dem Wege ging.

„Der Knabe hat sich am Ende doch getäuscht, und mein Verdacht auf den Kapitän ist vielleicht dennoch unbegründet,“ schloß der ehrliche Green, als so Woche auf Woche verfloß, ohne daß man gegen Willy oder ihn etwas Feindseliges unternahm.

Die Fahrt war bisher außerordentlich rasch und glücklich verlaufen. Wenige Tage abgerechnet, da unter dem Äquator Windstille das Schiff zurückhielt, war der Sant-Georg immer mit vollen Segeln vor günstiger Brise gelaufen. So war alles froh und guter Dinge an Bord; nur der Kapitän änderte sein finsternes, verschlossenes Wesen nicht. Er hatte sich von Redfox wieder in seine alte Leidenschaft, das Trinken und Spielen, verstricken lassen. Halbe Nächte saßen die beiden in der Kajüte bei Gläsern und Karten, und wenn der Kapitän dann seinen Rausch ausgeschlafen hatte, war er gegen seinen Neffen unwirscher als je.

Willy, den Liebling der Schiffsmannschaft, schmerzte anfangs die kalte Behandlung seitens seines Oheims und die Abneigung, die ihm der Lieutenant bezeugte; aber er gewöhnte sich bald daran. Der Umgang mit seinem Freunde Green, der ihn nach und nach in die Geheimnisse des Kompasses und der praktischen Steuerkunst einweihte, und mit seinem kleinen Spielgenossen Peppo entschädigte ihn reichlich für die Unfreundlichkeit des Kapitäns und Redfox'. Auf seine Bitte hatte der Oberbootsmann für den kleinen Chinesen in dem engen Verschlage, wo Willys Hängematte hing, noch ein zweites Bett angebracht, und nun brauchte Peppo auch nicht mehr zum Schlafen in den abscheulichen Schiffsraum hinabzusteigen. Beide Knaben verrichteten miteinander ihr Morgen- und Abendgebet, wie sie es bei den Missionären in Hongkong gelernt hatten, und schliefen in den kleinen Hängematten wie Prinzen, während das Schiff unaufhaltsam die Wellen des Stillen Oceans durchpflügte.

Der Sant-Georg hatte jetzt rechter Hand den Neu-Britannien-Archipel, wie man damals die Gruppe hieß, die heute den Namen Bismarck-Archipel trägt, und links die Gruppe der Salomons-Inseln. Mit vollen Segeln lief er vor einem steifen Nordwest-Hoch spritzte der Schaum auf am Bug. Vom Himmel glühte

die tropische Sonne nieder und überfluthete so weit das Auge reichte die in langgezogenen Wellen hintanzende tiefblaue Südsee. Ein paar Möven umkreisten schreiend die Mastspitzen; dazu das Knattern der straff gefüllten Segel, das Knirschen der Raaen und Taue und das Rauschen des Wassers am Riele und an den Schiffsanken — sonst feierliche Stille, als ob das Schiff ausgestorben wäre.

Green war neben dem Steuer im Schatten eines Segeltuches über seinem kurzen Pfeischen beinahe etwas eingenickt und nur mit Mühe hielt er die schlaftrunkenen Augen offen, um nach dem Kompaß und dem fernen Horizont von Zeit zu Zeit einen Blick zu werfen. Dann drehte er am Rade ein paar Striche nach rechts oder nach links, je nachdem die tanzende Magnetnadel in der großen Busssole vor ihm nach Ost oder West abweichen wollte.

„Die Salomonsinseln können jeden Augenblick in Sicht kommen, wenn unsere Rechnung richtig ist,“ brummte er und wollte eben dem Manne, der im Mastkorb Ausschau hielt, zurufen, er solle nicht einschlafen, als Willy von der Kajütentreppe her über das Deck huschte und ihm von ferne schon bedeutete, er habe eine wichtige Mittheilung zu machen.

„Hallo, Willy, was soll's? Du machst ja ein Gesicht, als ob du den Klabautermann gesehen hättest!“ Der Klabautermann ist ein Seegepenst, ähnlich unsern Heinzelmännchen oder Bergkobolden, die in den Märgen eine Rolle spielen. Unsichtbar hilft er den Matrosen bei ihrer Arbeit, wenn sie gut und brav sind. Wenn er sich aber zeigt mit dem feurigen Kopf und den grünen Zähnen, den Reitstiefeln, gelben Hosen und dem spitzen Hut — wie ihn die Matrosen gesehen haben wollen —, dann bedeutet es Unglück für das Schiff: darauf schwören die abergläubischen Schiffer.

„Den Klabautermann habe ich nicht gesehen,“ antwortete Willy, „und ich glaube auch gar nicht, daß es einen solchen gibt, obgleich du es neulich steif und fest behauptetest. Aber ich habe eben etwas gehört, was dich ebenso erschrecken wird, als ob ich ihn oder das noch viel schrecklichere Schiff des fliegenden Holländers gesehen hätte, von dem du neulich erzähltest, daß er zur Strafe für seine greulichen Laster bis ans Ende der Welt spuken muß.“

„Du erschreckst mich. Laß hören, was dir zu Ohren kam,“ sagte der Steuermann.

„Aber es kann uns hier doch niemand belauschen, nicht wahr?“

„Niemand. Du siehst ja, daß wir zwei allein auf dem Hinterdeck sind. Wer sollte uns übrigens belauschen?“

„Der Rothbart und mein Oheim. Aber du hast recht; die sind noch unten in der Kajüte wie gewöhnlich am Spielen und Trinken. Ich hatte Peppo gebeten, er möge sich etwas ausruhen; denn du weißt, daß der arme Junge wegen Zahnschmerzes die letzten Nächte nicht schlafen konnte. So übernahm ich also seine Arbeit in der Küche, was mir Spaß macht, und schickte ihn

schlafen. Nun kam er zu mir und erzählte, er habe in der Kajüte nebenan meinen Oheim und Redfox reden hören, und da er meinen und seinen Namen nennen hörte, habe er an der dünnen Bretterwand gelauscht. Das war nun freilich nicht schön, wie ich Peppo sagte; aber ich glaube, ich hätte es auch gethan, namentlich wenn ich gewußt hätte, um was es sich handle. Also Peppo hörte den Lieutenant meinem Oheim einen schlimmen Anschlag gegen dich und mich und ihn selbst vorlegen. Er verstand zwar nicht jedes Wort, aber so viel vernahm er, daß Redfox dich mit einem Bote nach der Insel senden wolle, die wir heute oder doch spätestens morgen treffen werden, um Trinkwasser einzunehmen. Er habe nämlich dafür gesorgt, daß die Fässer bis auf eines ausgelaufen seien. „Wenn Green mit dem Boote ans Land geht,“ habe dann der Lieutenant gesagt, „so zweifle ich nicht im mindesten, daß der Junge, der uns im Wege steht, ihn begleiten will. Und der kleine Chinese, dem ich auch nicht traue, wird ebenfalls mit wollen. Und wenn sie es nicht selber verlangen, können wir sie einfach mitschicken. Nun — und wenn sie nicht wieder an Bord kommen, so tragen die wilden Salomons-Indianer die Schuld, die bekanntlich jeden Weißen erschlagen und aufzehren.“ So hörte Peppo den Lieutenant sagen.“

„Der Judasbart!“ sagte der Steuermann. „Und so will er dich und mich und den Peppo und sonst noch ein Duzend den Menschenfressern in den Topf liefern! Und was sagte denn dein fauberer Oheim, der Kapitän, dazu?“

„Nun, er wollte zuerst durchaus nichts davon wissen. Da hat ihm aber Redfox mit etwas gedroht, was Peppo nicht recht verstanden hat, und er hat schließlich gesagt: ‚Du bist mein böser Engel — ich bin in deiner Gewalt. Thue, was du nicht lassen kannst; aber ich will nichts damit zu thun haben.‘

„Das hat der Pontius Pilatus auch gesagt, als er unsern Herrn dem Tode überlieferte. Aber das Händewaschen hat ihm nichts nützt. Du hast übrigens recht; der Redfox ist der Hauptfänger und zwingt den Kapitän zu Thaten, die er von sich aus nie begehen würde. Kann mir denken, womit er ihn bedroht! Aber was sollen wir nun thun? Wir sind ja diesem Unmenschen hilflos in die Hände gegeben! Das einzige wäre, den Lieutenant samt dem Kapitän festzunehmen und beim nächsten Hafen dem Gerichte zu übergeben. Aber dazu werde ich Gray, den Oberbootsmann, auf das Zeugniß des kleinen Chinesen hin nicht bewegen können, und es würde ohne einen Kampf auf Leben und Tod auch nicht abgehen. Ich müßte die Chinesen für mich gewinnen und bewaffnen — und wenn es mir nachher nicht gelänge, die Schuld des Kapitäns haarstark zu beweisen, so käme ich als Rebell an den Galgen! — Und doch — ich werde meinen Hals für dich und uns wohl wagen müssen. Geschwind, rufe mir deinen kleinen Freund her. Ich will ihm sagen, was er seinen Landsleuten mitzutheilen hat, und ich glaube, sie werden auf unserer Seite stehen; denn wahrlich, sie sind von dem Rothbart schlecht genug behandelt worden!“

Willi verstand nicht alles, was der ehrliche Steuermann mehr für sich hin als zu ihm geredet hatte. Aber so viel begriff der Knabe, daß sie in einer großen Gefahr schwebten und daß sein Freund Green nicht wisse, wie sie sich retten könnten. Weshalb wollte denn der böse Redfox durchaus sie dem Tode überliefern? Daß derselbe durch dieses Verbrechen in den Besitz seines Vermögens gelangen wolle, verstand der Knabe nicht, auch nachdem es ihm von Green angedeutet war. Aber es war jetzt keine Zeit zu längern Erörterungen. „Geschwind, hole mir den kleinen Chi-

nese,“ wiederholte der Steuermann, anstatt auf die Fragen des Knaben einzugehen. „Jeder Augenblick kann die Entscheidung bringen. Und bete unterdessen zu deinem Schutzengel, der dich schon einmal wunderbar aus der Hand deiner Feinde gerettet hat.“

Wenige Minuten später schlich sich der kleine Peppo mit den Aufträgen des Steuermanns zu seinen Landsleuten und suchte seinen Oheim Si-hoa auf. Derselbe berieth sich dann insgeheim mit einigen der entschlossensten seiner Gefährten. Sie redeten viel von der Warnung, die ihnen der Bonze des Gözen mit dem goldenen Fische gegeben hatte, sich in keinen Zwist einzulassen, und konnten zu keinem Entschlusse kommen, so gerne sie sich sonst mit Hilfe des Steuermanns des Schiffes bemächtigt und Rache an dem verhassten Kapitän und dessen Mannschaft für die rohe Behandlung genommen hätten.

Noch redeten sie, da tönte vom Mastkorbe der Ruf: „Land — ahoi!“ und es wurde lebendig auf dem Verdeck. Die Pfeife des Oberbootsmanns rief die Matrosen auf ihre Plätze. Auch der Kapitän erschien auf dem Verdeck und ertheilte Befehle. Links im Südosten tauchte, jetzt auch vom Deck aus sichtbar, ein waldiger Berggipfel aus den Wellen empor. Rasch wurde er größer; denn das Schiff flog wie ein Vogel darauf zu.

Jetzt traten der Kapitän und der Lieutenant an das Steuer, und der erstere sagte: „Wir müssen beidrehen, Green.“

„Beidrehen bei dieser herrlichen Brise? Was haben wir denn bei den Menschenfressern da drüben verloren?“

„Wir müssen Wasser einnehmen,“ sagte der Kapitän, ohne den Steuermann anzuschauen. „Redfox sagt mir, die Fässer lecken.“

„Ich habe sie gestern noch gesehen. Es floß auch kein Tropfen aus. Wenn sie jetzt leer sind, so hat man faules Spiel getrieben.“

„Hallo, was fällt dem Manne ein!“ rief Redfox. „Wer sollte falsches Spiel treiben?“

„Nun, wenn Ihr's hören wollt, Ihr vielleicht! Und wenn Ihr die Fässer habt auslaufen lassen, könnt Ihr sie auch füllen. In keinem Falle werde ich es thun.“

„Nun bestehet ich darauf, Kapitän, daß diese Frechheit exemplarisch bestraft werde“, schrie Redfox.

„Ganz recht. Ungehorsam darf an Bord nicht geduldet werden. Entweder geht Ihr mit einem Boote ans Land und füllt die Fässer, oder ich muß Euch in Eisen legen lassen. Es mögen Euch ein Duzend Chinesen begleiten samt dem kleinen Dolmetsch.“

„Wie ich es mir dachte. Und Ihr Neffe soll auch mit? Und wenn wir am Ufer sind, so fährt der Sant-Georg mit günstigem Winde weiter, und wir sind den Kannibalen unter die Peulen geliefert? Eher sollt Ihr den Knaben und mich hier erschlagen, als daß der alte Green Euch so in die Falle geht. He da, kleiner Chinese, jetzt ist es Zeit, daß deine Landsleute sich ihrer Haut wehren. Die Verantwortung ist mein!“

Mit diesen Worten warf sich der Steuermann auf Redfox, der zwar mit einem Fluche sein Messer zückte, aber von der Faust Greens getroffen, bewußtlos zusammenbrach. Im nächsten Augenblicke sah sich der Kapitän von Greens nervigen Armen umschlungen und rief um Hilfe. Aber während die Matrosen aufs höchste bestürzt dem Kapitän zu Hilfe eilten, zauderten die Chinesen, sich in den Streit der weißen Männer zu mischen. So war Green rasch übermannt und wurde als offener Rebell sofort gefesselt und vorläufig in den Schiffsraum gebracht. Ebendahin ließ der Kapitän die beiden Knaben sperren, welche offenbar an der Meuterei theilgenommen hatten.

10. Der Orkan.

In starrer Verwunderung blickten die Matrosen dem Steuermann und den beiden Knaben nach, die man aus ihrer Mitte als Reuterer ins Schiffsverließ führte. Alle achteten und schätzten Green als einen pflichttreuen Menschen und wackern Kameraden, und der Neffe des Kapitäns war aller Liebling; selbst der kleine Chinese hatte sich durch sein freundliches, dienstgefälliges Wesen die allgemeine Zuneigung erworben. Und nun hatte der Steuermann vor ihren Augen einen Angriff auf den Lieutenant und den Kapitän gemacht, ja die Chinesen offen zur Empörung aufgefordert, und es schien in der That, als ob die beiden Knaben die Chinesen zur Unterstützung des Steuermanns aufforderten.

„Green hat den Verstand verloren!“ rief ein alter Matrose.

„So muß es sein,“ antworteten seine Kameraden. „Er wird im Mondschein gelegen haben, der in diesen tropischen Breiten schon mehr als einen ehrlichen Seemann hirnwützig machte.“

„Wohl möglich, daß er nicht ganz bei Sinnen ist,“ antwortete der Kapitän. „Der Richter wird das untersuchen. Ihr aber werdet bezeugen, was er that und sagte, und wenn ihn der Richter lieber ins Narrenhaus schickt als an den Galgen, so soll es mir recht sein. Jetzt aber tragt Mr. Redfox, der sich glücklicherweise von dem mörderischen Anfall etwas zu erholen scheint, in meine Kajüte. Aber hallo! — was ist denn da los? Der Wind hat ja plötzlich geändert, oder vielmehr die Brise hat ganz aufgehört. Die Segel klappen wider die Masten und die Wimpel regen sich nicht. Alle Mann auf eure Posten! Ich fürchte, der Wind wird umspringen, ehe wir es denken, und er wird stärker blasen, als uns lieb sein wird. Gray, tretet Ihr ans Steuer und ihr alle in die Wanten hinauf und macht die Segel fest — alle bis auf das große Marssegel. Und mit den Chinesen hinunter in den Schiffsraum!“

Die aufregende Scene, die sich soeben auf dem Verdecke des Sant-Georg abspielte, hatte die Aufmerksamkeit der Mannschaft so in Anspruch genommen, daß man erst jetzt die rasche Veränderung wahrnahm, welche sich im Luftkreise vorbereitete und vollzog. Noch rauschten die Wellen in denselben langen Linien hüpfend und nur selten mit einem leichten Schaum gekrönt dahin, wie die kräftige Brise sie geschaffen hatte. Aber das Meer hatte seine Farbe gewechselt; das schöne Blaugrün der Wasser war einem todtten Bleigrau gewichen. Noch drohender sah das Himmelsgewölbe aus. Statt des herrlichen Azur, der sich seit Wochen klar und wolkenlos über dem ruhig dahinsegelnden Schiffe gewölbt hatte, nahm der Himmel eine eigenthümliche graugelbe Färbung an, obgleich man keine Wolken bemerken konnte. Doch dort im Westen, dem sich die Sonne von einem trüben Hofe umkränzt zusetzte, trat jetzt eine dunkle Wolkenbank über den Horizont. Rasch schwoh sie an, bedeckte die Sonne, breitete sich fächerartig über das westliche Himmelsgewölbe, als ob eine Riesenfaut ihre Finger ausstreckte, um nach dem Schiffe zu greifen, das noch ruhig auf den Wassern dalag.

Mit steigender Besorgniß hatten die Matrosen diese unheilverkündenden Zeichen wahrgenommen, während sie die Segel bargen, die Lufen schlossen und alles vertauten und zum Kampfe mit dem furchtbaren Feinde herrichteten.

„Wir werden ein schweres Unwetter haben, Kapitän, einen richtigen Orkan, wie ich fürchte. Seht nur, wie das Quecksilber im Barometer fällt! Und das in der Nähe dieser heillosen Inseln mit ihren Korallenriffen! Gott sei uns gnädig, sonst sind wir verloren!“ So sagte Gray zum Kapitän.

Schreckensbleich blickte derselbe nach dem Barometer am Steuerhäuschen und dann nach dem nahenden Sturme. Schon hörte man in den Lüften sein Säusen, und in der Ferne flog Schaum wie Sprühregen vom Wasser auf.

„Gleich wird es da sein! Der erste Stoß wird uns in die Seite fassen — wenn wir nur nicht kentern!“ sagte der Kapitän zu Gray.

„Ich kann das Schiff nicht gegen den Wind drehen, so lange es still liegt. Wir müssen den ersten Stoß über uns ergehen lassen — da!“

Während Gray noch redete, fuhr der Sturm mit Heulen in das Takelwerk. Mit einem lauten Brall füllte er das einzige Segel, der Mast knirschte, das Schiff legte sich über, daß die Spitzen der Raen das Wasser berührten und es einen bangen Augenblick schien, als wollte es sich nicht mehr erheben. Allein der wohlberechnete Bau richtete sich langsam und in allen Fugen knirschend wieder auf, und dem Drucke des Steuers folgend, schwang sich der Sant-Georg im nächsten Augenblicke mit seinem Bugspriete nach Westen um, dem Sturme die Spitze bietend.

„Die erste Gefahr ist vorbei,“ sagte aufathmend Gray. „Aber was nun? Wie soll ich steuern, wenn sich überhaupt bei diesem Orkane steuern läßt! Ich wollte, Green stände an meiner Stelle.“

„Haltet so gerade nach Süden, als Ihr könnt. Jeder Fuß, den wir von den Salomoninseln abkommen, bringt uns um so viel vom Verderben ab. Wenn es nur gelingt, ihre Korallenriffe zu vermeiden, so kann noch alles gut gehen. Daß ich Redfox folgte und nach diesen vermünschten Inseln steuern ließ!“ Die letzten Worte brummte der Kapitän für sich, und es stieg ihm der Gedanke auf, die Strafe Gottes habe ihn ereilt.

„Nach Süden also, so lange Mast und Segel halten und das Schiff dem Steuer folgt! Aber hört, Kapitän, laßt Green heraufkommen; ich fühle mich für eine solche Nacht meiner Aufgabe allein nicht gewachsen.“

„Brummend entfernte sich der Kapitän und stieg wirklich in den Raum hinab, wo der Steuermann gefesselt lag. Die heftigen Bewegungen des Schiffes, das in allen Fugen krachte, und das Rauschen der Wogen, die sich jetzt donnernd an seinen Planken brachen, hatten Green schon belehrt, daß ein plötzliches Unwetter hereingebrochen sei, und die Gefahr eines solchen in einer ihrer Korallenriffe wegen berücktigten See brauchte ihm niemand zu erklären. So empfing er den Kapitän mit den Worten: „Es ist jetzt keine Zeit, über anderes zu reden. Ihr werdet meiner Hilfe bedürfen. Ich bin bereit und gebe Euch mein Ehrenwort, wenn das Schiff gerettet ist, mich wieder fesseln zu lassen.“

„Ich hoffe, das werde nicht nöthig sein. Ihr werdet einsehen, daß Euch ein sonderbares Mißverständniß — was soll das furchtbare Krachen? Wir sind des Todes!“ unterbrach der Kapitän die Worte, die er verlegen an den Steuermann richtete.

„Einer der Masten scheint geborsten und über Bord!“ rief Green. „Geschwind herauf, oder wir scheitern binnen einer Viertelstunde. Nur eines noch. Bringt die beiden Knaben in die Kajüte. Dort mögen sie beten. Wenn uns Gott um dieser unschuldigen Kinder willen nicht verschont, so können wir nur Reu und Leid erwecken; denn wir werden diese Nacht noch vor seinem Richterstuhle stehen.“

Eine Minute später stand Green auf Deck. Der Besänsmast war wirklich geborsten und mit seiner ganzen Takelage über Bord. Doch hing er noch in einem Gewirre von Wanten und Lauen an den Schiffsplanken und am Hauptmaste fest.

„Haut die Taue durch und macht das Schiff klar! Dann versucht eines der kleinen Stag- oder Klüversegel, sonst läßt sich das Schiff nicht steuern!“ rief Green neben Gray an das Steuer-
rad tretend.

Rasch wurden die Befehle ausgeführt, und als man die Brandung der nahen Inselküste, der man immer näher und näher trieb, schon durch das Heulen des Sturmes donnern hörte, bemerkten die beiden Leute am Steuer, daß das Schiff sich wieder etwas lenken ließ.

„Wenn nur das kleine Segel am Klüver den Druck aushält, so können wir das Riff noch vermeiden. Ich schätze es keine halbe Seemeile entfernt. Und so weit das Auge sieht, zieht sich der Gischt hin, mit dem die Brandung es zeichnet.“

Der Kapitän war jetzt wieder auf Deck gekommen und hatte das Kommando übernommen. Er suchte es zu vermeiden, mit dem Steuermann zu verkehren. Statt dessen sagte er zu Gray: „Wir wollen noch den Außenklüver oder den Jager aufziehen, für den Fall, daß das Klüversegel nicht Stand hält. Auch muß alles vorbereitet werden, um sofort den Anker zu werfen.“

Man spannte also das kleine dreieckige Segel, das an der vordersten Spitze des Schiffes angebracht wird, und die Matrosen traten an das Gangspill, um auf den ersten Wink den Anker in die Tiefe zu lassen. Inzwischen war es rasch Nacht geworden. In den Tropen folgt überhaupt dem Sonnenuntergang die Nacht fast ohne Dämmerung, und jetzt verhüllte außerdem dichtes Gewölk, mit dem Sturme dahintreibend, den Himmelsbogen. Es war so dunkel, daß man die Mastspitzen nicht sehen, ja auf dem Verdecke auf ein paar Schritte die Gegenstände nicht unterscheiden konnte. Der Wogenschaum, der beständig über Bord spritzte, hatte die Laterne beim Steuer gelöscht. Aber die Blitze, die jetzt Schlag auf Schlag herniederflamnten, ließen die Brandung und hinter ihr die dunkeln Umrisse der Insel wohl erkennen. Voll Besorgniß richteten sich aller Augen nach dieser Seite.

„Es scheint mir, wir haben uns doch um ein paar Knoten von den heillosen Rissen entfernt, seitdem sie der letzte Blitz beleuchtete,“ sagte Gray.

„Wohl. Aber der Sturm ist noch im Steigen, und ich erwarte jeden Augenblick, daß er uns die beiden kleinen Segel da vorne in Fetzen reißt. Und seht nur, wie die See fliegt! Solche Wellen habe ich in meinem Leben nicht gesehen.“

In der That tanzte das Schiff wie eine Rußschale auf dem tobenden Elemente. Jetzt hob sich das Bugspriet hoch in die Lüfte, während das Heck in der Tiefe begraben schien; dann tanzte wieder der Spiegel auf einem Wellenberge, so daß das Steuer über Wasser kam, während der Bug in die Tiefe schoß, als wollte das Schiff auf den Grund des Meeres tauchen. Alles klammerte sich an Tauen oder an der Verschanzung fest, um von der überschlagenden Sturzwelle nicht fortgeschwemmt zu werden. Dabei bebte der Schiffsbau in seinen Fugen und, so stark er gezimmert war, die Matrosen fingen an zu zweifeln, ob er einem solchen Orkan, der von Minute zu Minute ärger rasste, noch länger standhalten werde.

Krampfhaft sich an der Verschanzung neben dem Steuer festklammernd schaute der Kapitän in den Aufruhr der Elemente und

mußte sich sagen, daß das Wort des Steuermanns nur zu begründet sei, und daß er wohl noch diese Nacht vor Gottes Richterstuhl gerufen werden könne. Ein furchtbarer Schrecken schüttelte seine Seele, welche die oft gewaltsam unterdrückten oder mit geistigen Getränken erstickten Gewissensbisse jetzt nicht los werden konnte. Raim, wo ist dein Bruder Abel? Was hast du mit dessen Kinde angefangen? Trittst du nicht als Mörder, als doppelter und dreifacher Mörder in die Ewigkeit? Wie wird dein Urtheil lauten? Bis jetzt hatte er immer die Hauptschuld auf seinen Verführer und bösen Dämon, Redfox, geschoben und sich gesagt: Er hat meinen Bruder vergiftet; er wollte meinen Neffen tödten; aber jetzt, angesichts des Todes, mußte er sich gestehen: Du bist sein Mitschuldiger! Und Verzweiflung wollte sein Herz umstricken. „Es gibt keine Verzeihung für dich, Elender!“ raunte ihm der Feind zu. „Mörder, Brudermörder, hier erwartet dich der Lohn deines schmachvollen Lebens! Verzweifle!“ — Halb und halb hörte er schon auf die Stimme dieser schlimmsten aller Versuchungen; da sandte ihm Gottes Barmherzigkeit plötzlich einen Lichtgedanken. Er sah sich als Knaben im Gebete vor einem Gnadenbilde der seligsten Jungfrau, das er in seiner unschuldigen Jugend oftmals besucht hatte; ganz deutlich sah er im milden Kerzenlichte das mütterliche Auge Marias auf sich gerichtet und las die Weihetafel zu ihren Füßen: „Mutter der Barmherzigkeit, Zuflucht der Sünder: bitte für uns!“ Und wie ein freundlicher Stern leuchtete dieses Bild aus seiner Kindheit in die Nacht seiner Seele, und er rief innerlich zum Himmel: „Herr, gib mir Zeit zu bereuen und zu sühnen!“

Er wußte nicht, daß zur selben Zeit die beiden Knaben drunten in der Kajüte auf den Knien lagen und für ihn und alle um Hilfe in höchster Noth flehten.

Und die höchste Noth kam jetzt. In Fetzen führte der Sturm die beiden kleinen Segel fort, die bisher den Gebrauch des Steuers bedingt hatten. „Es nützt nichts, Kapitän, eines der großen Segel zu probiren. Die Masten halten den Druck nicht aus. Die letzte Hoffnung ist der Anker,“ sagte Gray, und der Steuermann stimmte bei. Der Anker rasselte also in die Tiefe, während das Schiff von Sturm und Wogenschwall gefaßt auf die Riffe zutrieb. Wird der Anker Grund fassen? Wird die Kette nicht reißen? Müßten die Wogen das festliegende Schiff nicht zerschüttern? Der Anker biß sich fest, und eine Weile wenigstens hielt die Kette stand. Es wurde Befehl gegeben, die beiden noch übrigen Masten zu kappen, damit der Sturm das Schiff weniger fasse. Aber als die ersten Anstöße durch das Heulen des Windes erklangen, stieg plötzlich ein gemeinsamer Angstschrei zum Himmel empor: „Der Anker ist verloren! Wir treiben!“

„Gott sei unsern Seelen gnädig!“ rief der Steuermann und bezeichnete sich mit dem Kreuze. Auch der Kapitän fiel auf seine Kniee und rief: „Barmherzigkeit!“ Näher und näher donnerte die Brandung. Ein greller Blitz zeigte den weißen Gischt, der die Korallenbank umtobte, in nächster Nähe. Den folgenden Augenblick mußte das Schiff in tausend Splitter zerschellen. Da hob es eine gewaltige Woge über die flache Korallenbank hinweg und ließ es in verhältnißmäßig ruhigerem Wasser auf einer Sandbank stranden.
(Fortsetzung folgt.)

DIE KIAU-TSCHOU BUCHT UND UMGEBUNG.

Nach einer japanischen Karte von Schantung und der englischen Seekarte.

